

Mr. 322

Das
28.10.35.

Bollwerk

Die NS-Monatszeitschrift Pommerns

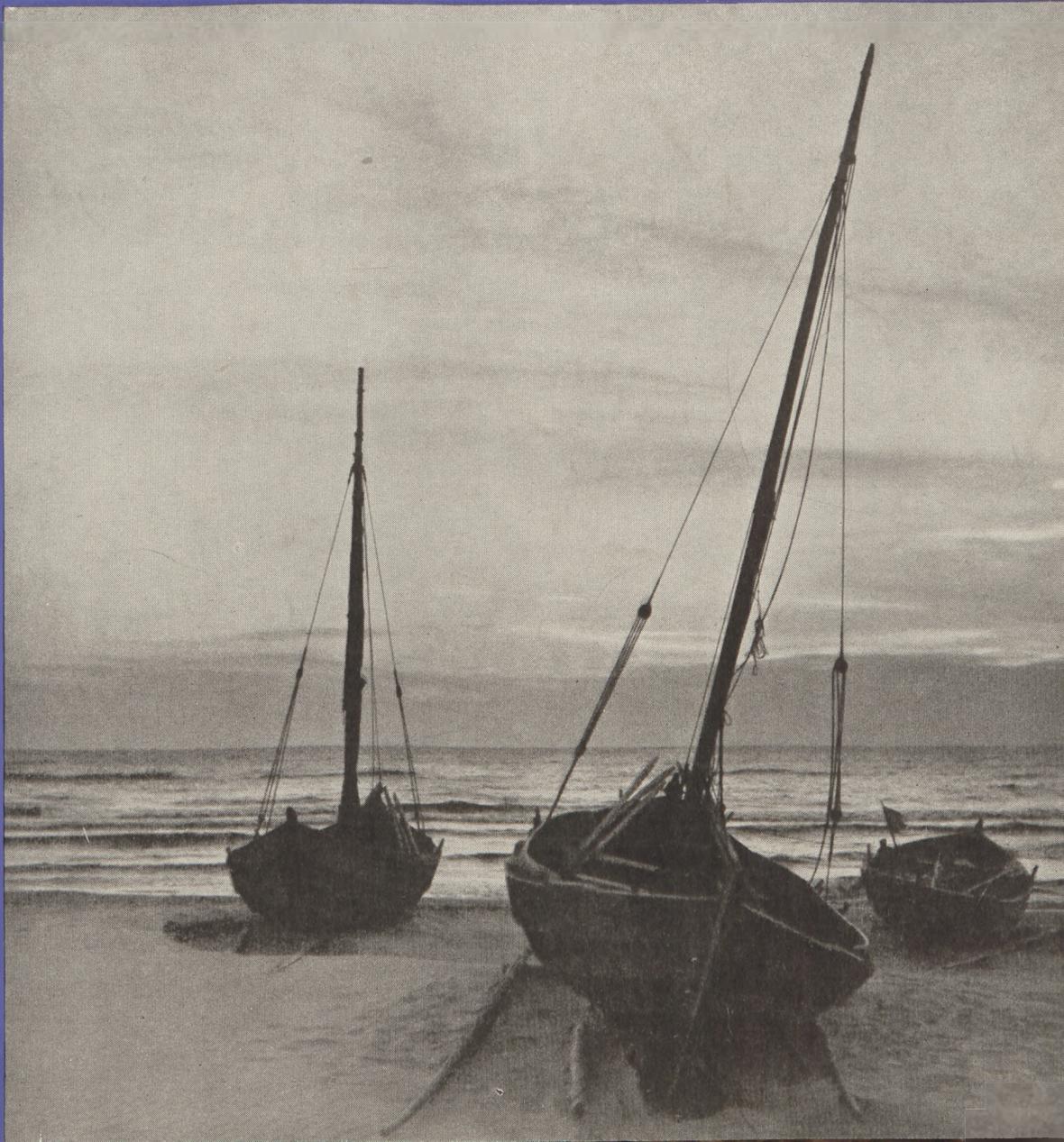
Aus dem Inhalt:

- Der Stettiner Maler Eugen Dekkert
- * Pommersche Ansiedler in Südbrasilien
- * Friedrich der Große und Pommern
- * Aalfischer auf dem Stettiner Haff
- * Das Fischerdorf Kamp
- * Heringsbörse in Stettin
- * Fliegerleben - lustig Leben
- * Bildseiten
- * Woche des Buches Erzählungen Anekdoten, Rätsel Romanfortsetzung u. v. a. m.

STETTIN
OKTOBER 1935

Fischerboote
am Strand

Fot. Eberhardt





Die Rufung ist wichtig:
Es kostet multtrif, dom
dann foren is
Zeit, Arbeit und Geld!

Das Bollwerk

Die NS-Monatszeitschrift Pommerns

(früher „Pommersche Heimatpflege“)

6. Jahrgang

Stettin, Oktober 1935

Heft 9

Verlag und Anzeigenverwaltung: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Breite Straße 51, Fernruf: 28295-97. Schriftleitung: Stettin, Breite Straße 51, III., Eing. Jakobikirchplatz. Erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährl. 1,50 RM, halbjährl. 3,— RM, ganzjährl. 6,— RM zuzüglich Zustellgebühren. Bezug durch die Post, alle Buchhandlungen und durch die Zweigstellen der Pommerschen Zeitung. Postscheckkonto Stettin Nr. 4560

Min Pommerland

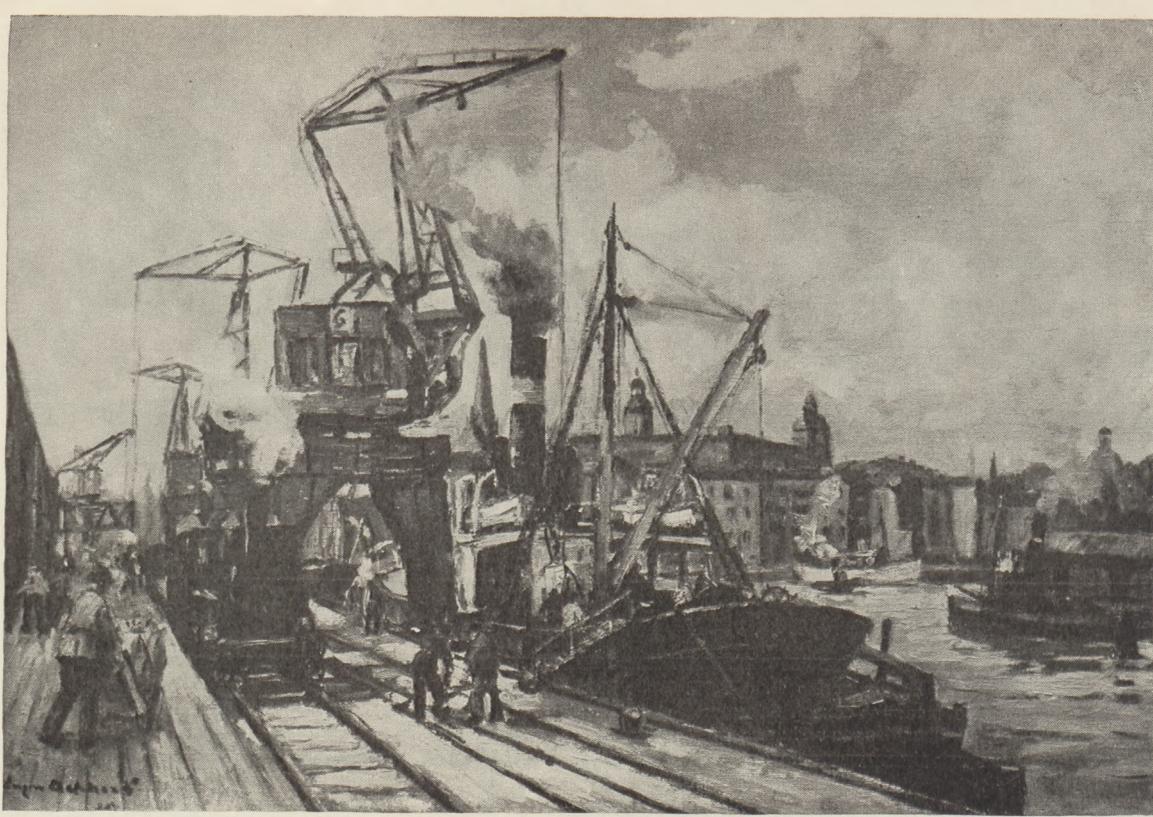
Wo künn ik ahn di woll leben,
Du büßt jo min Glück, min Stirn!
Du steihst jo in't hart mi schreben,
As wirft du min söte Dirn?
Du singst mi leeflich Geschichten
Un höllst mi an'n fastes Band -
Von di will ik drömen un dichten,
Du leew oll Pommerland.

Din Manns sünd deftig as Ijen,
'Ne faste Burg is ehr Tru.
Un gew't ok Draken und Riesen,
Se kennten keen Angst un Schu.
Un wull uns de Fiend verdarben,
Se dwüngen em dal in't Sand -
För di will ik wirken un warben,
Du leew oll Pommerland.

Un söt sünd den Diens und Frugens,
Unschullig un hartensgot,
Up Gott un ehr Eegenort bugen s'
In Sünnschin, Weder un Not.
Ehr Og' verspreckt uns den heben,
Leef strakt uns un week ehr hand -
In di will ik leeben und leben,
Du leew oll Pommerland.

Un't olle icssthafte Reden,
Noch steiht dat nich an de Kak,
Noch klingt as Singen un Beden
Unf' plattdütsche Modersprak. -
O, lat't uns för alle Tiden
Tru wohren den ollen Stand!
Ik will för di streben und striden,
Du leew oll Pommerland.

Albert Schwarz



Eugen Deggert:
Am Dunzigkai

OTTO HOLTZE:

Eugen Deggert / Zum 70. Geburtstag des Stettiner Malers

Den Aufschwung, den Stettin im vergangenen Jahrhundert und besonders nach der Gründung des geeinten Deutschen Reiches nahm, dankt es seiner Lage am Oderstrom, seiner hohen Bedeutung als erster Hafen Preußens und der ehemals glanzvollen Entwicklung seiner Wertindustrie. Eine Stadt der Arbeit ist Stettin. Wer seinen Charakter kennenlernen will, muß seinen Hafen durchfahren und das rastlose Leben und Schaffen auf sich wirken lassen.

Eine führende Stätte der Kunst ist die pommersche Hauptstadt nicht gewesen: sie war seit Jahrhunderten Hafen- und Garnisonstadt und Festung, und das Leben stand im Zeichen des Dienstes und eines harten Existenzkampfes. Während die Musik im 19. Jahrhundert verständnisvolle Pflege fand, wozu das Wirken Carl Voewes wesentlich beitrug, stand die bildende Kunst lange im Hintergrund, und eine selbständige einheimische Tradition vermochte sich nicht zu bilden. Der glänzende Aufstieg der Stadt zur Zeit der Jahrhundertwende und der wachsende Wohlstand der Kaufmannschaft brachten jedoch eine Wendung zum Besseren. Der Opfersinn der Bürgerschaft schuf das Museum an der Hakenterrasse, das Ausstellungsweesen hob sich, und aus Stettin gingen einzelne Künstler hervor, die Vortreffliches leisteten und ihrer Vaterstadt hohe Ehre machten. Es erwachte das Bewußtsein für den Charakter des Stadtbildes, der

Sinn für seinen eigenen Lebensrhythmus und seine künstlerische Gestaltung. Während Gustav Wimmer den Reiz der Stettiner Landschaft entdeckte, wurde Hans Hartig der Maler der Oder und des Haffs und Eugen Deggert der Darsteller des Hafens und seines geschäftigen Lebens. Das Verdienst dieser Künstler ist um so höher zu bewerten, als sie sich bei dem Fehlen einer Ubertlieferung ihre Form in erster und angespannter Arbeit ganz aus eigener Kraft erringen mußten.

Das Wirken Deggerts ist aufs engste mit seiner Vaterstadt verbunden, und die Ehrungen, die dem Künstler bei seinem 70. Geburtstag zuteil wurden, sind das lebendigste Zeugnis für das Verständnis, das er in seiner Heimat gefunden hat. Jetzt veranschaulicht eine Gesamtausstellung seiner Gemälde, die der Museumsverein im Städtischen Museum mit Hilfe von Leihgaben aus Museums- und Privatbesitz veranstaltet, den Umfang und die Bedeutung seines Lebenswerkes. Wenn in dieser Schau die Ansichten des Stettiner Hafens voranstellen, so entspricht das dem führenden Rang, den sie innerhalb des Werkes einnehmen. Deggerts Eigenart liegt in der Beobachtung des Atmosphärischen, in der lebendigen Erfassung der Erscheinungen in Luft und Licht und in der Wiedergabe des Bewegten. Seine Malerei ist ein

charaktervoller deutscher Impressionismus, und gerade viele der Hafensbilder stehen nicht hinter den Leistungen der besten deutschen Vertreter dieser Anschauungsweise zurück. Mit sicherem, rasch zupackendem Pinselstrich hält er den charakteristischen Eindruck auf der Leinwand fest. Besonders gern hat er das bewegte Treiben am Fischbollwerk gemalt, das Schwanken der Schiffe auf den Wellen, den farbigen Reiz der schwarz-roten Lastdampfer, der hellen Motorboote und Segler, der grün und blau gestrichenen Verkaufsbuden der Fischer vor den altersgrauen Speichern oder das Leben am Dunzigkai beim Löschen der Frachtschiffe, ein Motiv, das er in immer neuen Licht- und Farbstimmlungen behandelt hat. Bald wählt er die für unseren Norden typische graue Stimmung bei bedecktem, regnerischem Himmel, in der alle Farben gedämpft erscheinen und sich zu toniger Gesamtwirkung vereinen, bald steigert helles Sonnenlicht die Farben des Wassers, in dem sich Himmel und Wolken spiegeln, und der buntgestrichenen Schiffskörper zu strahlender Leuchtkraft. Einige seiner frischesten und kraftvollsten Bilder gelten dem Blick auf das Bollwerk mit dem Schloß.

Der Vaterstadt hielt Deggert immer die Treue, wenn ihn ein wechselreiches Leben auch in die Weite der Welt geführt hat. Am 21. August 1865 als Sohn des Großkaufmanns Hermann

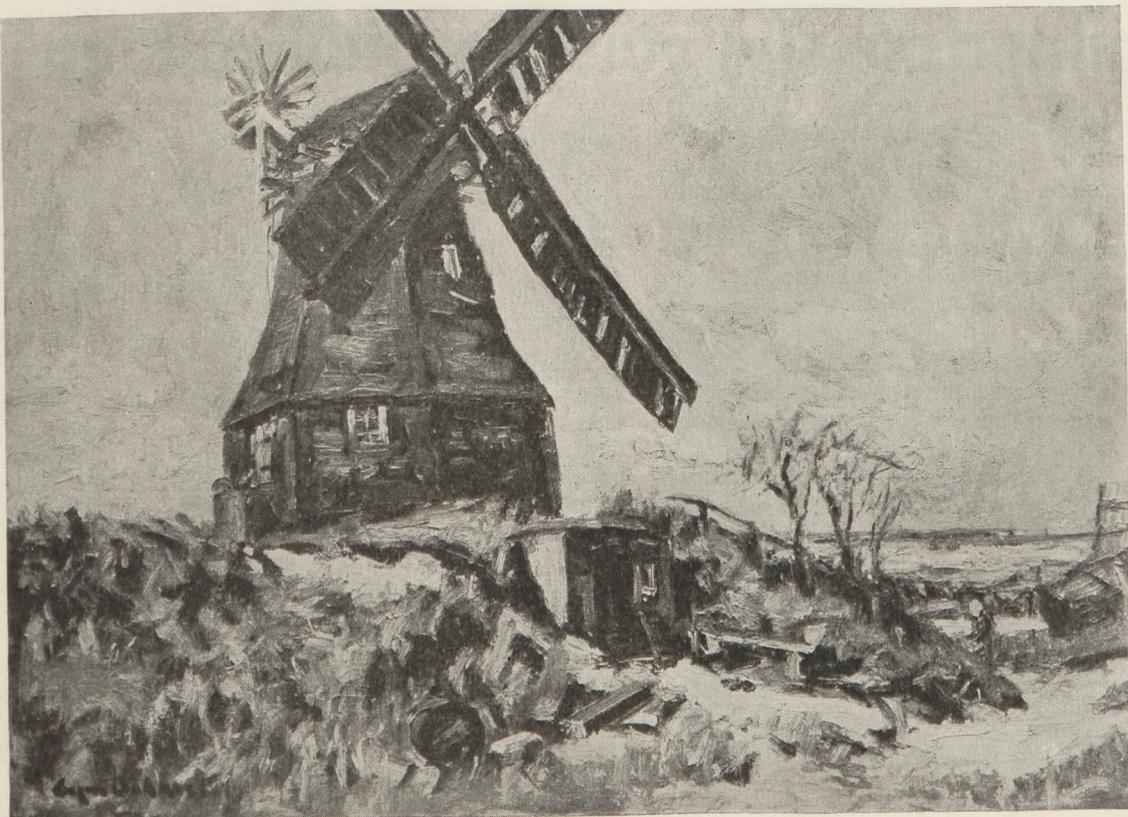


Eugen Dekkert:
 Blick auf das
 Schloß in Stettin
 Eigentum der
 Prov.-Verwaltung

Dekkert geboren, besuchte er zunächst das Marienstiftsgymnasium, wo er bei dem tüchtigsten älteren Stettiner Maler, Ludwig Most, die erste künstlerische Anleitung erhielt. Als junger Kaufmann ging er nach England, vervollkommnete aber dort zugleich seine Ausbildung als Maler, um sich endlich ganz der Kunst zu widmen. Er ging nach München und wurde Schüler von Theodor Hummel. Eine in München gezeigte Ausstellung

schottischer Malerei — es waren Bilder der damals sehr angesehenen „Glasgow Boys“ — hinterließ ihm einen so starken Eindruck, daß er sich entschloß, 1899 nach Glasgow überzusiedeln. Dort knüpfte er freundschaftliche Beziehungen zu den Malern David Gauld und Alexander Roche an. Die in den Tönen sehr fein-
 fähig abgestimmte Malerei der Schotten, ihr weicher, flockiger Vortrag und die malerische Wiedergabe der feuchten,

nebelverschleierten Luft des Küstenlandes hat die Anfänge seiner Kunst beeinflusst, ohne daß er die innere Selbstständigkeit im mindesten preisgab. Die früheren Gemälde, die in dem Fischerdorf St. Monance entstanden, verraten ein hohes malerisches Talent. Sie sind kenntlich an der lockeren, beweglichen Malweise und einem silbergrauen Gesamtton, der alle einzelnen Farbenwerte bindet. Die Münchener Staatsammlung erwarb zwei



Eugen Dekkert:
 Windmühle in Altwarp

dieser Bilder und die „Badenden Kinder“ gelangten in das Städtische Museum zu Stettin.

Später ließ sich Dekkert in München dauernd nieder, aber den Sohn der Hafenstadt zog es immer wieder ans Wasser, und so schuf er sich ein Heim in Dieffen am Ammersee. Den von Segelschiffen belebten See hat er immer aufs neue gemalt, dann aber auch die oberbayrische Gebirgswelt, Partenkirchen

mit der Alpspitze, Mittenwald mit dem Karwendel, hauptsächlich in Winterstimmung, wenn die großen Linien des verschneiten Gebirges machtvoll hervortreten. Nach dem Weltkrieg, in dem er sich als Dolmetscher zur Verfügung stellte, begann eine neue überaus fruchtbare Schaffenszeit. Auf mehreren Reisen nach Oberitalien zogen ihn wieder die Eindrücke der Hafenstädte am stärksten an: er malte häufig in dem Fischer-

städtchen Chioggia, und die Bilder der braunen Boote, deren farbige Segel im Glanze der südlichen Sonne leuchten, die Ansichten des Canale grande in Venedig mit dem Blick auf die weiße Marmorkuppe von S. Maria della Salute gehören zu den am meisten dekorativ wirkenden Arbeiten. Die schmuckhafte Wirkung tritt auch auf seinen farbenfrohen Blumenstücken hervor, die besonders zahlreich in Privatbesitz übergegangen sind. Die starke Betonung des farbigen Elements gibt überhaupt den Arbeiten der letzten Jahre das Gepräge. Unter ihnen finden sich wieder mehrere jüngst vollendete Stettiner Hafenbilder, die von der Frische und unverminderten Schaffenslust Dekkerts Zeugnis ablegen. Die Schätzung, deren sich der pommerse Künstler erfreut, geht aus zahlreichen Erwerbungen seiner Bilder durch führende Museen hervor, von denen die Galerien von Breslau, Würzburg, St. Louis und Melbourne genannt seien. Die Neue Staatsgalerie in München kaufte von kurzem als drittes Bild den „Stettiner Segler“.



Eugen Dekkert: Bauernhaus in Dieffen

So trägt die Kunst Dekkerts dazu bei, die Eigenart des Stettiner Stadtbildes und seinen in der unmittelbaren Verbindung mit dem Hafen bestehenden besonderen Reiz dem deutschen Volke vertraut zu machen und das Bild der Heimat bis in ferne Lande zu tragen. Dieses Bewußtsein wird ihm den schönsten Lohn für sein arbeitsreiches, rastloses Streben und Schaffen bedeuten.

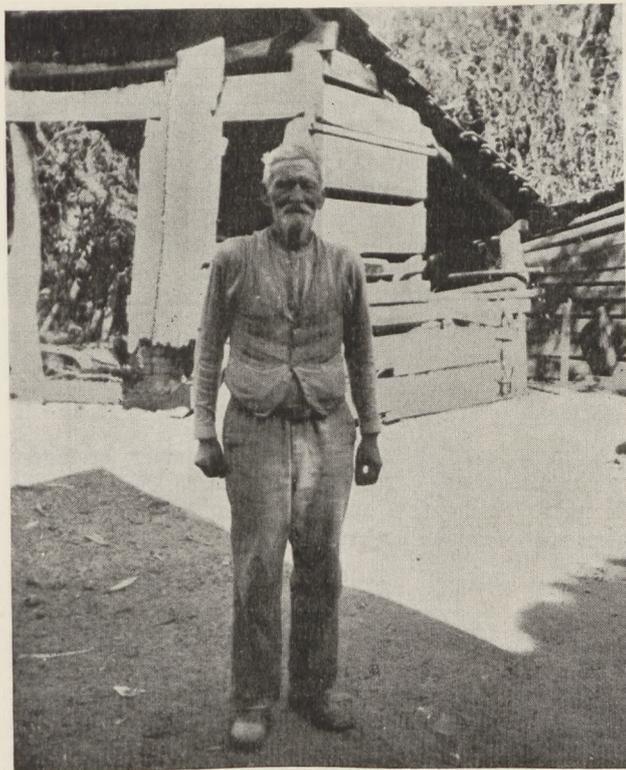
HANS WIEMER:

Pommerse Ansiedler in Südbrasilien

Hart und schwer und zugleich vielgestaltig ist das Leben der Deutschen — und insbesondere auch der pommerse Siedler — in der Koloniegemeinde Itoupava. Kurz sind die Nächte, lang sind die Tage, an denen unsere Kolonisten die Hände fleißig regen müssen, wenn sie sein und bleiben wollen, was einst vor etwa 50 Jahren die Alten aus der Heimat trieb ins ferne, fremde Land, nämlich: freie Menschen auf freier Scholle. Hunderte und aber Hunderte verließen in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ihre pommerse Heimat — meist kamen sie aus Hinterpommern —, um den verlockenden Angeboten aus Brasilien Folge zu leisten, in denen ihnen schöne und große Ländereien zu einem Spottpreis angeboten wurden. Schön zu lesen waren die Angebote, besonders für solche Menschen, die in der pommerse Heimat keinen rechten Platz an der Sonne erhalten, die niemals über den einfachen Stand eines Tagelöhners, der vielfach sehr geknechtet wurde, hinauskommen konnten. Wie leicht erklärlich war es da, daß man den verschiedensten Angeboten und Aufforderungen zur Auswanderung nach Brasilien zur großen deutschen Kolonie Blumenau folgte!

Mit den nötigsten Mitteln ausgerüstet trat man die weite Reise über den Ozean an. Zumeist bestieg man in

Antwerpen ein Segelschiff, und nach langen, oft durch die Süßwassernot sehr qualvollen Wochen, gelangten diese pommerse Menschen nach Brasilien. Nicht alle konnten sie gesund den brasilianischen Boden betreten. Bei jeder Überfahrt gab es eine ganze Reihe Auswanderer, die von schweren und schwersten Krankheiten befallen wurden, und viele, viele haben auf dem Meeresboden ihre Grabstätte gefunden. Gar mancher tapferer pommerse Tagelöhner, der im neuen Land es wohl zu etwas hätte bringen können, kam als kranker Mann vom Schiff, und noch ehe er sein neues Versteck kennenlernte, hatte ihn schon eine der vielen heimtückischen, ansteckenden Krankheiten aufs Sterbebett gelegt: mochte er sich nun in Rio de Janeiro oder in Santos das gelbe Fieber geholt, oder mochte ihn der Typhus befallen haben. So war für manche Auswandererfamilie der Anfang in Brasilien oft traurig, und er gestaltete sich vielfach noch trauriger, wenn man erst einmal seinen neuen Wohnsitz zugewiesen erhielt. An die pommerse Heimat erinnerte hier recht wenig. In der Heimat flaches oder leicht welliges Land, hier dagegen steinige Berge. In der Heimat kultiviertes Land, hier, soweit das Auge sehen konnte — oder besser gesagt: nicht sehen konnte — Urwald.

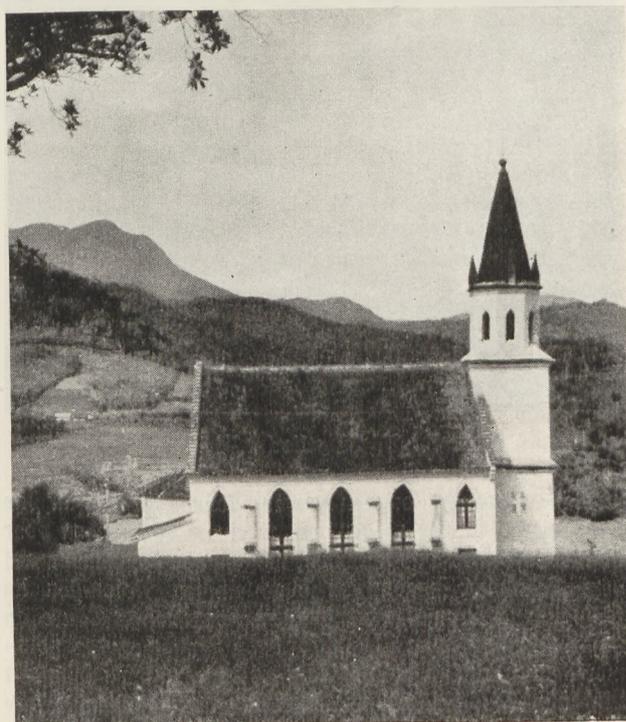


Der älteste Pommer: August Borchardt, Itoupava,
Veteran von 1870/71

Auf schmalen, sumpfigen Pfaden — Pikaden genannt — gelangten sie zu ihren Kolonien, die durchweg einen Flächenraum von 100 Morgen hatten. Für arme Tagelöhner, die nur schwere Arbeit und viele Entbehrungen kannten, war solch großer Eigenbesitz kaum denkbar. Aber gerade weil die meisten Pommern als arme Tagelöhner herausgekommen waren, wußten sie den Besitz zu schätzen und brachten es im Laufe der Jahre zu gewissem Wohlstand. Wenn wir heute, nach etwa 50 Jahren der Kolonisation, durch die pommerischen Kolonien wandern, sehen wir fast überall schöne, massive Häuser an den Straßen oder weiter zurückliegend auf den Weiden stehen; Häuser, deren Bauart uns gleich verrät, daß hier Pommern oder wenigstens deren Nachkommen wohnen müssen. In der Nähe der Wohnhäuser finden sich allemal die Stallungen. Gut genährtes Vieh, vielfach Rassevieh, lagert auf den Weiden — Zeugnis dafür, daß der Herr des Hauses sich auch in Brasilien auf die Landwirtschaft versteht, obwohl sie völlig anders ist als in seiner alten Heimat. Die Unterschiede zwischen Sommer und Winter sind hier nicht so groß, daß die Arbeiten auf dem Felde zum Stillstand kämen, sondern man kann hier fast im ganzen Jahr von Saat und Ernte sprechen. Deshalb haben unsere pommerischen Kolonisten, trotz ihrer Kenntnisse als Landleute, unlernen müssen. Sie haben lernen müssen, an Stelle der großen Felder kleinere zu bebauen. So sehen wir in unserer Kolonie fast nirgends große zusammenhängende Felder, sondern es wechselt einmal ein Maisfeld mit einem Stück Capoeira — nachgewachsenes Gemüseland —, oder mitten im Urwald sehen wir plötzlich ein Feld mit Zuckerrohr oder mit Apim, einer brasilianischen Kartoffel. Und diese Wirtschaft unserer pommerischen Kolonisten hat sich als die beste erwiesen, wie ja auch — wie mir erst vor ganz kurzer Zeit noch einer der besten Kenner unseres Staates sagte — der Pommer das beste Siedlerelement darstellt. Er ist es nicht gewohnt, vor irgend-

welcher Arbeit zurückzusehen. Er kennt allerdings auch keine Schonung, sondern in aller Frühe, nachdem er sein Vieh besorgt hat, zieht er mit seiner ganzen Familie, mit Frau und Kindern, hinaus aufs Feld. Nicht einmal die Säuglinge bleiben im Hause zurück, da sich die Angst vor den Schlangen oder sonstigen Untieren, die sich ins Haus schleichen könnten, zu fest in ihm verwurzelt hat. Mann, Frau und Kinder stehen so unermüdet in der Roca und tun ihre schwere Arbeit. Nur des Mittags, wenn die Sonne am höchsten steht und die Hitze, besonders zur Sommerzeit, fast unerträglich ist, gönnt sich die Familie eine Ruhepause. In Ruhe wird das meist sehr einfache Mittagmahl eingenommen. Ist es auch einfach, so ist es doch immerhin reichlich, so daß eigentlich keiner unserer Kolonisten weiß, was Hunger ist. Neben dem Apim findet sich auf dem Mittagstisch fast allemal auch Fleisch, Reis und Gemüse. Noch vor wenigen Tagen sagte ein alter Pommer zu mir: „Wenn das Klima hier so wäre wie in Deutschland, dann würden wir bei dem Essen so fett werden, daß wir's Fleisch nicht zu tragen wüßten.“

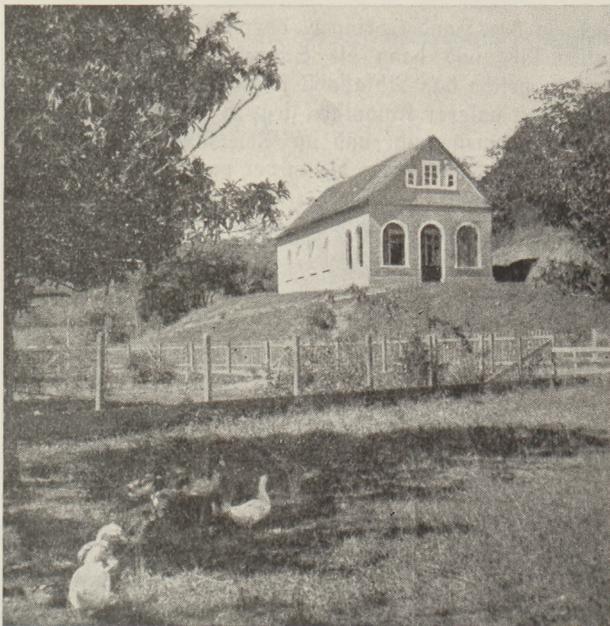
Der Boden ist äußerst fruchtbar und trägt die verschiedensten Feldfrüchte. Unsere Kolonisten brauchen sich hier nicht nur auf eine bestimmte Pflanzung zu verlegen, wie es anderwärts vielfach der Fall ist, sondern hier gedeiht mehr oder weniger alles. So sieht man bei einem Ritt oder einer Fahrt durch die Kolonie Reis, Mais, schwarze Bohnen, Apim, Bataten, Kartoffeln, Injame, Tabak, Zuckerrohr, Kaffee und vieles andere mehr. Mit Obst ist ebenfalls jeder Kolonist reichlich versorgt. Apfelsinenbäume stehen so viele auf seinem Hof, daß der Kolonist nicht in der Lage ist, alle Früchte selbst zu verzehren, sondern entweder Marmelade davon kochen muß und diese in den Handel bringen, oder aber die Früchte abfallen läßt und dann die Schweine unter die Bäume treibt, welche das Abfallobst schmackend verzehren. Der Verdienst unserer Kolonisten liegt in der Milchwirtschaft, in der Schweinezucht und im Reisbau. Gewiß ist auch diese Wirtschaft anders als in der pommerischen Stamm-



Ev. Kirche in Itoupava

heimat, und gar mancher alter Pommer hat den Kopf geschüttelt, als er die Erträge seiner Arbeit in der Viehzucht sah und sie mit denjenigen in der alten Heimat verglich. Gab eine Kuh in der alten Heimat 20 bis 30 Liter Milch, so hier im höchsten Falle 10 Liter; wog ein gutes Schwein drüben 3 Zentner, so hier 1½. Aber, und das muß auch gesagt werden, dafür hat man hier weniger Arbeit mit der Viehpflege. Jahraus, jahrein treibt man das Vieh auf die Weiden, und hat nicht einmal die Arbeit, für den Winter vorsorgen zu müssen; denn hier gibt es zu jeder Jahreszeit die verschiedensten Feldfrüchte, die zur Viehfütterung verwandt werden können.

So haben es die pommerischen Einwanderer zu wirklichem Wohlstand gebracht, und ihr Wunsch, freier Herr auf freier Scholle zu werden, ist in Erfüllung gegangen. Das haben sie nicht nur ihrem Fleiß zu verdanken, sondern auch dem Weitblick des Kolonisators des Municipals: Dr. Blumenau, der darauf bedacht war, die Deutschen geschlossen zu siedeln, und auch Sorge trug, daß die einzelnen deutschen Volksstämme möglichst zusammenwohnten; denn Dr. Blumenau wußte es, daß nur durch dieses Beisammenwohnen der einzelnen Volksstämme sich die Einwanderer in ihrer neuen Heimat wohlfühlen würden und zu wirklich großen Leistungen fähig sein könnten. Und gerade in unserer Zeit, in der die Bestrebungen der Rationalisierung der Deutschen so stark sind, ist es vom Segen, daß unsere Pommern geschlossen siedeln; denn dadurch werden sie in unserem Volkstum erhalten. Sie werden dies um so mehr, je länger sie auch ihren pommerischen Dialekt sprechen. Das tun sie bis heute noch.



Ev. Schulkapelle in Fidelis

Wohin wir auch kommen mögen, überall hört man das pommerische Platt; mögen wir zu einem Fest gehen oder in ein Geschäftshaus kommen, mögen wir die Kinder auf dem Schulplatz beobachten oder einigen Kolonisten im Gespräch zuhören, immer dringen pommerische Laute an unser Ohr. Und das ist gut so; denn Aufgeben des pommerischen Dialekts würde hier gleichbedeutend sein mit Aufgabe des Volkstums. Deutsch aber wollen unsere Pommern sein und bleiben bis zum letzten Atemzug. Wollte man sie zwingen, andersstämmige Menschen zu

werden, so würde man erleben, was es heißt, es mit einem pommerischen Dickkopf zu tun zu haben. Mag sonst manchmal ein Dickkopf gerade nicht von Vorteil sein, aber für die Erhaltung unserer Stammeseigenart ist er geradezu notwendig. — So ist der pommerische Kolonist Volkstums- und Kulturträger. Er ist ein eifriger Förderer von Schul- und Kirchenwesen; er liebt den Gesang und dann und wann einmal auch ein Tänzchen im deutschen Schützenverein; er liest seine deutschbrasilianische Zeitung und interessiert sich dabei mehr für die Dinge und Ereignisse in seiner alten Stammesheimat, als für das, was in seiner neuen Heimat vor sich geht. Wenn man erst einmal den Pommern verstanden hat, willt man gerne in seiner Mitte, nimmt teil an seinen Freuden und Leiden.

Ein kleiner Ritt mag uns einen Einblick gewähren in das Leben und Treiben der Pommern. Fast rein sind sie im Koloniebezirk Itoupava Rega, der zur Kirchengemeinde Itoupava gehört, zu finden. —

Die Sonne hat sich soeben über die Berge gewagt und wirft ihr erstes Licht ins Tal. Ein breites Tal ist es, das beschienen wird. Langsam schlängelt sich durch dieses Tal das Flüsschen. An den Ufern steht fast überall eine Pflanze, mit der der Bauer fast gar keine Arbeit hat, die ihm aber andererseits ein wertvolles Futtermittel bietet: Inhame. Sowohl die riesengroßen dunkelgrünen Blätter — die man eventuell beim Regen auch als Schirm benutzen kann, wie es neulich ein ganz alter Pommer tat — als auch die Knollen werden zum Füttern gebraucht. Die Pflanze gedeiht aber nur am fließenden Wasser am besten, und so werden die Flußufer redlich ausgenutzt. Links und rechts vom Fluß erstrecken sich die Weiden und Felder, während die Berge noch mehr oder weniger Wald zeigen, wenngleich sich auch dort noch allerlei Pflanzungen finden. Die Wohnhäuser der Kolonisten, meistens Fachwerkhäuser, liegen zumeist in der Ebene, seltener am Bergabhang. Da es uns interessiert, einmal ein pommerisches Kolonistenhaus kennenzulernen, kehren wir auf einem Hofe an. Durch ein großes Tor, das man vom Pferde aus öffnen kann, reiten wir über die Weide bis zum Garten, der mit einem Staketenzaun eingefriedigt ist. Lautes Hundegebell meldet uns schon bei den Hausbewohnern an. Aber dennoch halten wir uns an die Landesitte und klatschen einigemal ordentlich in die Hände und rufen: O de caja! Bald läßt sich dann auch schon jemand sehen und fordert uns zum Eintreten auf. Ein alter Pommer, in einfachen Pantoffeln, auch Schlappen genannt, sehr stark geflickten Hosen und aufgerollten Hemdsärmeln steht vor uns auf der Veranda, die an der Längsseite des Hauses sich ausbreitet und auf der besonders im Sommer der Kolonist seine Mittagsstunde hält. Der Besuch wird nun in die „gute Stube“ geführt, in die man von der Veranda aus eintreten kann. Die „gute Stube“ ist der größte Raum im Hause. Sie hat aber hier ein anderes Gesicht als in Deutschland auf den meisten Bauernhöfen. Keine prunkvollen Möbel zieren den Raum, sondern vielfach nur solche, die der Hausherr selbst gezimmert hat. Außer dem großen Tisch, zwei Bänken und einigen „Caboclosthühlen“ — das sind Stühle mit einem aus dickem Stroh geflochtenen Sitz, auf denen man aber trotz ihrer Primitivität sehr gut sitzt — finden wir vielfach nur noch einen Kleiderschrank, oder im günstigsten Falle auch noch einen Glaschrank, in dem das bunte Raffeegeschirr für den „Besuch“ und einige Nippesachen aufbewahrt werden. Das ist ungefähr alles, was die „gute Stube“ an Möbelstücken zeigt. An den weißgekalkten, mit einer

bunten Borte abschließenden Wänden ist schon mehr zu sehen. Einzeln eingerahmt hängen dort die Photographien von Eltern, Kindern, Kindeskindern, Verwandten, Freunden und Bekannten. Zwischendurch finden wir einige bunte Bilder mit Szenen aus dem Weltkrieg, auf denen natürlich die deutschen Soldaten immer Sieger sind, und einige Reklamekalender, unter denen derjenige der „Bayer“-Werke am meisten hervorsticht durch seine grellen Farben und nicht gerade geschmackvolle Reklame (die allerdings dem Geschmack der Brasilianer zu entsprechen scheint). Einige Wandsprüche, Konfirmations- und Trauscheine bilden den Abschluß der „Sehenswürdigkeiten“.

Von der „guten Stube“ aus kommt man auch zur großen Küche. In einer Ecke steht der gemauerte Herd. Der schwere eiserne Topf auf dem flackernden Feuer enthält sicherlich das schmackhafte Nationalgericht: schwarze Bohnen und Schweineknochen. Die Hausfrau, die nach alter Heimatsitte das Kopftuch umgebunden hat, ist dabei, den Apim zum Mittagbrot zu schälen. Sie begrüßt uns kurz und geht ihrer Arbeit wieder nach; denn nach der Landessitte führen die Männer das Gespräch, während sich die Frauen möglichst nicht sehen lassen; es sei denn, daß sich unter den Besuchern auch Frauen befinden. Ein Blick durch die Küche läßt uns außer dem großen Esstisch und den beiden Bänken nur noch den Milchschrank entdecken. Die Füße dieses Schrankes stehen in kleinen Blechgefäßen mit Petroleumwasser zum Schutze gegen die verschiedensten Arten Ameisen. Drei Arten sind hier ganz besonders stark vertreten und darum auch besonders gehaßt. Am schädlichsten sind die sogenannten „Schlepper“ — alles, was des Menschen Herz erfreut, holen sie; mögen es Rosen, Blumen oder junges Gemüse sein, oder mag es sich um Brot und Zucker oder sonstige Eßwaren handeln, nichts ist vor ihnen sicher. Sie bereiten überall Schaden und Ärgernisse in Hülle und Fülle, daß den Kolonisten nichts anderes übrig bleibt, als „Jagd“ auf sie zu machen. Man verfolgt dabei die „Schlepperstraße“, die ab und an auch in der Erde weiterführt, solange, bis man das Nest gefunden hat, wo man die Ameisen dann entweder mit heißem Wasser verbrühen oder durch ein starkes Gift töten kann. Oft muß allerdings der Kolonist erst mehrere Stunden suchen, ehe er ein Schlepperneft entdeckt. Ja, manchmal kann er es sogar erleben, daß diese Ameisen durch eine kleine Fuge im Verputz sich in der Grundmauer des Hauses eingebaut haben. Da bleibt dann nichts anderes übrig, als mit einer Ameisentötmaschine Arsenikdämpfe durch die Fuge ins Nest zu pumpen. — Die beiden andern Arten Ameisen sind leichter zu beseitigen und nicht so lästig wie die „Schlepper“. Das sind die „Zuckerameisen“ oder „Rneifer“ und die „roten Ameisen“. Letztere lieben besonders Fleisch und lassen sich nicht davon vertreiben, während die „Schlepper“ und „Zuckerameisen“, sobald man den Gegenstand, an dem sie sind, berührt, zu flüchten beginnen. Nur eine Ameisenart ist vom Kolonisten gern gesehen: die „Wanderer“. In großen Scharen kommen sie heran und helfen den Menschen bei der Vertilgung des Ungeziefers. Jede Ecke und Ritze suchen sie im Hause auf, und es entgeht ihnen kaum eine Spinne oder ein Silberfisch, oder wie das Ungeziefer sonst heißen mag. Eine Flucht gibt es für das Ungeziefer kaum, da die „Wanderer“ alle Lebewesen einkreisen.

Doch sehen wir uns weiter im Hause um. Auf der rechten Seite der „guten Stube“ befinden sich zwei Schlafzimmer, das der Eltern und das der Töchter. Die

Söhne klettern auf einer steil nach oben führenden Treppe des Abends auf den Boden. In den Schlafzimmern ist nicht viel zu sehen. In dem großen Bett liegt unten ein Strohsack, darüber das dicke Federbett mit dem buntkarierten Überzug, unter das der Kolonist auch im Sommer bei der großen Hitze kriecht. Eine kleine Truhe und ein Stuhl bilden den Abschluß der Möbel im Schlafzimmer. Und damit kennen wir ungefähr das ganze Haus. — Doch ist unser Gastgeber auch erfreut, wenn wir uns für seinen übrigen „Betrieb“ interessieren und



Ein kleiner Stadtplatz: Seraphin

einen Blick hinter das Haus auf seinen Hof werfen. Wir gehen durch die Küche ins Waschhaus. Neben dem Brunnen finden wir das Waschbassin, den eingemauerten kupfernen Waschkessel und den Backofen, in dem die Hausfrauen das schmackhafte Maisbrot backen. Einige Meter vom Waschhaus entfernt steht der Schuppen, der zugleich auch Stall ist. Der Schuppen ist rundherum offen, nur in der Mitte ist ein abgeschlagener Raum, in dem der Mais aufbewahrt wird und die Häckselmaschine steht. Auf der einen Seite des Schuppens sind die Futterstände, auf der andern Seite befinden sich die Mastfalle für die Schweine. Außer den Hühnern und Enten, die etwas abseits ihren Stall haben, ist unter diesem Schuppen alles Vieh zusammen. Einen geschlossenen Stall wie in der alten Heimat braucht hier der Kolonist nicht zu bauen, da der Winter nicht so streng ist, daß das Vieh ihn nicht ertragen könnte.

Nachdem wir so einen Einblick in Haus und Hof unseres pommerschen Freundes getan, auch noch ein Weiltchen auf der Veranda seines Hauses uns unterhalten haben über seine Wirtschaft und vor allem über seine Stammesheimat — was mir bisher noch bei jedem Hausbesuch begegnet ist —, setzen wir unseren Ritt fort. — Bald geht es bergan, und je höher wir hinaufkommen, desto herrlicher wird die Aussicht ins liebliche Itoupavatal. Ein breites Tal, das sich recht in die Länge zieht und im Hintergrunde in einem Gebirgszug seinen Abschluß findet, dessen höchste Erhebung der „Spitzkopf“ ist, tut sich vor unseren Augen auf. Weit auseinander liegen die einzelnen Kolonistengehöfte. Deutlich heben sich im vor uns liegenden Tale die drei Kirchen von Itoupava ab. Was uns am Fuße des Berges be-

sonders auffällt, ist eine Reisplantage, die einzige im Itoupaavatale, die künstlich bewässert wird.

Inzwischen haben wir die Höhe erreicht und nach einem kurzen Ritt nähern wir uns dem kleinen Stadtplatz, an dem wir verschiedene Geschäftshäuser, Bandwirkerei, Apotheke, Hospital, Schule, Post und Telegraph vorfinden. Je näher wir dem Stadtplatz kommen, desto reger wird das Leben. Wagen rollen hin und her, Kolonisten mit einem kleinen Eimer an der Hand, in dem sie die Butter zum Geschäft tragen, ein Säckchen Mais (gewöhnlich 8—10 Kilogramm) auf den Schultern, den sie gegen Maismehl eintauschen, begegnen uns, zwischen durch einzelne Reiter, die einen weiteren Weg zum Geschäft haben und deshalb zu diesem schnelleren Beförderungsmittel greifen. Im Geschäftshaus ist Hochbetrieb. Vorwiegend sind Männer vertreten. Sie besorgen alle Geschäfte: verkaufen und kaufen. Der eine bietet dem Kaufmann seine Schweine an, der andere Reis, der dritte Mais usw. Der Kaufmann seinerseits versucht ebenfalls möglichst viel zu verkaufen, damit er nicht noch herauszahlen muß. So kaufen denn die Männer nicht nur die nötigsten Lebensmittel ein, sondern auch die Kleider- und Anzugstoffe für die Familie, und was sonst noch zum Leben nötig ist. Beim ganzen Handel aber wird platt gesprochen; denn hier sind Pommern unter Pommern. Rundherum in den Bergen wohnen sie.

Eng und steinig ist das Tal der Itoupaava Rega, das wir weiter verfolgen. Das Flußbett weist überall Steingeröll auf, so daß der Fluß brausend dahinjagt. Einige Wasserfälle erhöhen den landschaftlichen Reiz. Die Kolonistenhäuser sind nur selten zu sehen. Man merkt gewöhnlich nur an den Abzweigungen von der Hauptstraße, daß in der Nähe ein Gehöft sein muß. Die Pommern in diesem Bezirk lieben es nicht, in der Nähe der Hauptstraße zu wohnen; sie leben lieber still und zurückgezogen für sich. Ihre Haupt Sorge neben der Arbeit ist die, daß ihnen ihre alten pommerschen Sitten erhalten bleiben. Dazu gehört u. a. auch die Erhaltung des deutschen Schulunterrichts und ihrer Gottesdienste. Es ist nicht immer leicht, für diesen Koloniebezirk den richtigen Lehrer zu finden; denn die hochdeutsche Sprache ist fast keinem Kinde geläufig, noch viel weniger erst die Landessprache. Am leichtesten hat es darum der Lehrer, der selbst pommerscher Herkunft ist und den Dialekt der Kinder versteht. Selbst im Konfirmandenunterricht muß der Pfarrer sich manchmal der plattdeutschen Sprache bedienen, wenn er merkt, daß

den Kindern manche hochdeutschen Worte nicht geläufig sind. Schule und Kirche gehören hier recht eng zusammen, da sie beide die Stützen des deutschen Volkstums sind. Das haben auch unsere Kolonisten erkannt, darum halten sie viel auf Schule und Kirche. — Tragen sie einerseits Sorge, daß ihre Kinder in die deutsche Schule gehen, so sind sie andererseits auch selbst treue und fleißige Kirchgänger. Die ältere Generation verkörpert noch voll und ganz den pommerschen Typus. Die Männer, durchweg kräftige Gestalten, schreiten würdig zur Kirche, die Frauen in den dunklen Kleidern, wie sie zur Zeit der Auswanderung in den achtziger Jahren modern waren, und mit dem dunklen Kopftuch, stellen den größten Teil der Kirchgänger; die Jugend, in meist sehr moderner Kleidung, ist ebenfalls gut vertreten. Auf dem Wege zur Kirche gehen fast alle barfuß und tragen Schuhe und Strümpfe in der Hand. Erst kurz vor der Kirche gehen sie schnell an einen Bach, reinigen die Füße und ziehen Schuhe und Strümpfe an, in denen sie sonst nicht gewohnt sind zu gehen. Vor Beginn des Gottesdienstes steht fast die ganze Gemeinde vor der Kirche und unterhält sich, da man sonst kaum die Gelegenheit findet, um „olle Ramellen to vertellen“. Im Gotteshaus selbst haben alle mehr oder weniger ihren festen Platz. Die Männer sitzen links; rechts vorn sitzt die weibliche Jugend, dahinter die Frauen; die männliche Jugend sitzt auf der Empore. Diese feste Ordnung haben die Auswanderer einst mit aus ihrer Heimat gebracht und darf hier nicht umgestoßen werden. — Gehört der Sonntagmorgen dem Kirchgang, so der Sonntagnachmittag den Besuchen von Verwandten, Freunden und Bekannten; es sei denn, daß gerade Schützenfest ist. In diesem Falle sind die meisten Koloniebewohner dann auf dem Schützenplatz versammelt. Während die Schützen sich dem edlen Schießsport widmen, können Frauen und Kinder bei den Volksbelustigungen ihr Geld ausgeben, welches ja in diesem Falle wieder dem Verein zufällt. Ein solches Fest findet seinen Abschluß des Abends mit einem Ball, bei dem aber nicht alle modernen Tänze zu ihrem „Recht“ kommen, sondern fast immer nur der deutsche Walzer getanzt werden darf.

So zeigt das Leben und Treiben unserer pommerschen Kolonisten ernste und heitere Seiten, ein Leben, das in vielem an das der alten Stammesheimat erinnert und nur vereinzelt umgeformt und neu zugeschnitten wurde. Durch das Festhalten an dieser Art und Sitte wird jeder einzelne Pommer hier draußen zu einem Kulturträger, der hineingestellt ist mitten in den Kampf um die Erhaltung deutschen Volkstums in Brasilien.

FRANZ LOMMATZSCH:

Letzte Rosen

Ihr seid die späterwachten, letzten Blüten,
Kurz streift euch nur des Daseins Glück.
Euch sind die Sonnenlohen nicht beschieden.
Die Sehnsucht wecken, ward euch zum Geschick.

Kein Herz betört ihr wie die Sommerschwester,
Nicht sieghaft werbend zieht ihr ein,
Denn euer Heute ist schon wie ein Gestern,
Ist wie ein ferner, blasser Sonnenschein.

Des Sommers Lebensstrom hört ihr nicht rauschen,
Ihr kommt erst, wenn er schon verrinnt,
Wenn Nebel fordernd mit dem Glanze tauschen
Und grau ein Wolkennetz ums Licht sich spinnt.

Ihr seid wie eine traute Liebesweise,
Die sich zu uns herüberschwingt
Und dann - - wie stillverhaltne Weinen, leise
In eines Abends letztes Rot verklingt . . .



Fot. Eberhardt

Fahren wir mit der Eisenbahn von Kolberg in Richtung Treptow am Rande der Strandzone entlang, so überschauen wir nordwärts bis zu den Dünen der Ostsee hin ein ebenes Moor- und Wiesenland, das im Westen durch den Rampersee begrenzt wird. Zur Zeit der deutschen Kolonisation wurde dieser Küstenstrich zwischen Oder und Persante von Niedersachsen besiedelt. Aber nur ein Niedersachsendorf blieb der Landschaft erhalten — das ist Ramp.

Keine Kunststraße führt zu diesem idyllischen Ort, den wir von der Station Langenhagen aus nach einer Wanderung von 90 Minuten erreichen. Elf niedersächsische Bauernhäuser, zu einem einzeiligen Reihendorf angeordnet, spiegeln sich hier in dem Wasser der alten Rega, die wenige Schritte weiter in den Ramper See mündet. Sie, die uns heute als Zeugen einer längst vergangenen Zeit erscheinen, sind allerdings nur die kleinen Geschwister der ursächlichen Häuser im Westen und Nordwesten Deutschlands. Als Einheits- oder Gehöftshäuser dienten sie Jahrhunderte hindurch als Wohnhaus, als Stall für zwei Kühe und einige Gänse und als Schutzraum für Fischereigeräte.

Im 18. Jahrhundert fiel eine große Zahl niedersächsischer Häuser der Brandsackel des Siebenjährigen Krieges zum Opfer. In einem Wirtschaftsreglement Friedrichs des Großen wurde der Neubau von Sachsenhäusern verboten; sie erforderten verhältnismäßig viel Bauholz und enthielten außer einem übermäßig großen

Flur nur wenige und kleine Wohnräume. Wie ging es trotzdem zu, daß diese Bauformen in Ramp erhalten blieben? Der Ort wurde letztmalig um die Mitte des 18. Jahrhunderts von einer Feuersbrunst heimgesucht. Hausneubauten wurden nach dieser Zeit nicht ausgeführt. Die abgeschlossene Lage aber trug dazu bei, daß die Bewohner an ihrer Eigenart, und besonders an der überlieferten Hausform, festhielten.

Das Sachsenhaus entwickelte sich aus dem Einraumhaus, dessen Sparren zunächst, wie heute noch bei den Heidehütten, den Boden berührten und das Dach stützten. Als man es verstand, den Druck der Sparren durch Balken abzufangen, wurde der Einraum zur Diele. Neben ihr entstanden die Absseiten oder Rübungen, welche Unterkunftsräume für das Vieh boten. Am Ende der Diele, gegenüber der großen Eingangstür, wurde ein Wohnraum für die Familie abgegrenzt. Schließlich wurden bei Bedarf neben dem Hauseingang eine Altenteilerstube für die Großeltern und ein Stallraum angebaut, welche beide mit dem warmen Siebel-Walmdach bedeckt wurden. Diese Siebelbauten sind die charakteristischen Merkmale der Häuser in Ramp. Das Rohrdach, welches auf dem niedrigen Fachwerk lagert, blieb Jahrhunderte hindurch ohne Schornstein. Weil der Rauch auf seinem Wege zum Rauchloch im Siebel einen großen Teil des Hauses verruhte, erhielt es von der Bevölkerung die Bezeichnung „Rauchhaus“, von dem allerdings nur noch ein einziges in Ramp anzutreffen ist. Walter Bülow.

Mit dem Röderrfischer

aus dem

Waldemar Goff



„Pliten, Pliten un immer werrer Pliten!“ sagte die Fischerfrau beim Mittagessen zu ihrem Mann — Pliten sind kleine Bleie. „Wenn’t doch irst Aal girot!“ Und der Mann antwortete: „Un wenn ji Aal hemm’n, denn geit dat werrer: Angelinscheeten, Angelinscheeten un immer werrer Angelinscheeten. Coffreden sind ji nie!“

Und nun gibt es die Aale und damit auch die nie aufhörende Arbeit der Frauen und der Kinder mit den Aalangeln, die gereinigt, gewaschen, getrocknet und aufgereiht werden sollen. Bis zu viertausend Angelhaken an einer bis achtzehn Kilometer langen Angelschnur legt ein Fischerboot an einem Tage aus.

Um dieser Arbeit wenigstens einmal zusehen zu können, bat ich einen Fischer, mich auf einer Fahrt mitzunehmen. Morgens um 8 Uhr fuhren wir, die drei Fischer (der Vör-, Mittel- und Achtermann) und ich, aufs Haff, um die Röderrfische, den „Bestich“, einzuholen. Es sind Kaulbarsch, Stint oder Ukelei, die je zwei Boote zusammen in Schleppnetzen mit sehr engen Maschen fangen. Jeder Röderrfisch hat seine Vor- oder Nachteile: Stinte geben eine große Anzahl von Aalen in jeder Größe, Kaulbarsche besonders starke Aale, auf den dritten heißen außer Aalen auch große Zander. Beim Sortieren und Verteilen der Röderrfische gibt es oft hitzige Auseinandersetzungen über die beste Fangstelle, zumal die beiden Boote sich auch sonst nach Kräften unterstützen.

„Willi harr gisteren öbern Zentner Aal. He wir bi Steinort im Groten Haff.“

„Denn könn’n wi de Angeln dor jo ok ens utschmieten!“

Also dampften wir — der Fischer „dampft“ mit seinem Motor — nach dem drei Stunden entfernten Groten Haff. Dort wurde der Motor abgestellt und das Steuer herausgenommen, der Vörmann nahm die Ruder, und Mittel- und Achtermann setzten sich in den hinteren Teil des Bootes, des „Heuers“. Zwischen sich hatten sie eine kleine Mulde, in der die Röderrfische lagen. Zur Hand stand ihnen der Kasten mit den aufgereihten Angeln. In jedem Kasten sind dreihundert Haken, eine Klobe. Der Anfang der Angelschnur wurde an einer mit einem Stein beschwerten Flaggstange befestigt und über Bord geworfen. Bei dieser Flagge begann nachher das Aufnehmen der Angeln.

Der Vordermann ruderte los. Die Angeln wurden „aufgehauen“. Sie hingen wohlgeordnet auf einem Stahldraht in den Kästen. Mittel- und Hintermann nahmen sie herunter, beköderten sie und warfen sie über Bord. Wehe, wenn Haken abfielen oder durcheinandergerieten! Der Wortfretit homerischer Helden ist eine zarte Liebeserklärung im Vergleich zu dem dann beginnenden Geflüche! Man kann dabei viel hinzulernen.

Der eine Kasten war leer, der zweite wurde herausgeholt, die Schnüre wurden zusammengeknüpft, und schnell flogen die Haken über Bord. Nach drei Stunden waren die zwölf Kästen leer, dreitausendsechshundert Angelhaken waren ausgeworfen. Dabei war die Zeit verstrichen, der Zeiger wies auf acht Uhr abends. Zum Heimfahren war es zu spät, die

wenigen Stunden bis zum Angelheben wurden im Boot im Schilf verbracht.

Um Mitternacht begann das Angelheben. Fünf Kästen mit rund anderthalbtausend Angeln waren schon gehoben, aber nur drei Aale bildeten den ganzen Fang. „Wenn dat so wierer geiht, kümmt nich de Brennstoff rut“, knurrte der Hintermann, der die Angeln hob. „Eh de Kirch nich ut is, gahn de Lüt nich nah Hus!“ tröstete der Mittelmann, dem die Aufgabe zufiel, die Aale von der Angel zu lösen oder gegebenenfalls abzuschneiden. Er hatte recht, wir fingen doch noch 60 Pfund Aale. Schon um sechs Uhr wurden sie im Heimathafen abgeliefert. Eine Stunde später waren wir zu Hause, wo bereits die Frauen mit dem Mittagessen — für den vergangenen Tag — warteten. Sie warteten auch schon mit den sauber gewaschenen und sauber aufgereihten Angeln des gestrigen Fanges. „Na, wulln Se werrer mit?“ fragte der Fischer. — „Ne, ick will man irst utshlafen!“

Man wird fragen, wann eigentlich die Fischer schlafen! Das weiß ich auch nicht; zuerst jedenfalls gar nicht, dann aber beim Rudern, beim Fahren, ja im Gehen. Neulich kam ein Boot in voller Fahrt an der Mole glücklich vorbei und — strandete am gegenüberliegenden Ufer. Alles war eingeschlafen! Das Bett sehen die Fischer wohl jeden Tag, aber nur sonntags kommen sie hinein. Die Zeit des Aalangelns ist zwar die anstrengendste Arbeitszeit für den Fischer und seine Familie; sie ist aber auch die Zeit, in der die Schulden des langen Winters bezahlt werden, und in der der Bäcker im Fischerdorf sogar Semmeln und Kuchen bäckt.

„Dor is he!“ - Ein Aal wird an der Angelschnur hochgezogen



Die Aale werden gewaschen und zum Räuchern zubereitet



Fischerfrauen beim Reinigen der Angelhaken an der „Angelbank“. Die Haken werden auf die senkrecht stehenden „Angelloben“ aufgereiht



Herings- Börse in Stettin



Die Heringsprobe

Jedesmal, wenn einer der großen Heringsdampfer am Sellhausbollwerk des Stettiner Hafens angelegt hat, herrscht hier ein besonders reges Leben: Großhändler aus allen Teilen des Reiches finden sich dann ein, um ihren Bedarf an Heringen an Ort und Stelle einzukaufen — ein Geschäft, das man kurz die „Heringsbörse“ nennt. Und es sei vorweggenommen, daß die Stettiner Heringsbörse seit Jahrzehnten die größte in allen deutschen Häfen ist. Gewiß war die Einfuhr und der Umschlag an Heringen in den Vorkriegsjahren entschieden höher als in der letzten Zeit — immerhin ist die Vorrangstellung Stettins geblieben, so daß heute noch über 60 Prozent unseres Heringsbedarfes über den Stettiner Hafen an die Verbraucher geht.

Die rückläufige Tendenz in der Heringseinfuhr der Nachkriegszeit liegt in erster Linie darin begründet, daß die früheren Hauptabnehmer Rußland und Polen von der Belieferung ausgeschaltet sind, und zum anderen darin, daß die Devisenlage Deutschlands sich vorläufig noch geschäftshemmend auswirkt. Die Heringseinfuhr beschränkt sich daher fast ausschließlich auf den Bedarf des deutschen Marktes. Es dürfte von Interesse sein, wie sich die Einfuhr während der letzten fünf Jahre für das gesamte Reich (einschließlich der sogenannten

Trockengrenzen gegen Holland, Belgien usw.) und für Stettin entwickelt hat. Die folgende Tabelle mag dies veranschaulichen:

	Reich:	Stettin:
1930 . . .	991 843 Tsf	407 197 Tsf
1931 . . .	967 785 „	345 981 „
1932 . . .	823 270 „	321 740 „
1933 . . .	577 652 „	303 563 „
1934 . . .	470 342 „	282 873 „

Während also die Einfuhr im gesamten Reich um über 50 Prozent gesunken ist, liegt diese Zahl für Stettin nur ungefähr bei 30. Bei allen Zahlen spielen natürlich neben den vorher angeführten Momenten Angebot und Qualität eine nicht zu unterschätzende Rolle. Und schließlich geht mit besserer Qualität eine stärkere Nachfrage Hand in Hand. Diese Feststellung ist besonders fürs laufende Jahr zu machen, wie aus Fachkreisen verlautet. Denn die diesjährigen Heringe sind von ganz hervorragender Güte und, auf Grund reicher Fänge, besonders billig. Man erwartet daher für 1935 einen nicht unerheblichen Aufschwung in der Heringseinfuhr, zumal eine zeitweilige Fleischknappheit zugleich einen erhöhten Verbrauch an Heringen bedingt.

Eine neue Ladung ist angekommen:
die Fässer werden gestapelt



Der Hauptteil der Heringe wird naturgemäß aus Großbritannien eingeführt. Allerdings ist die mengenmäßige Einfuhr während der letzten Jahre stetig zurückgegangen. Betrug sie für Stettin 1930 noch 345 857 Faß, so ging sie 1931 auf 269 423 Faß, 1932 auf 252 377 Faß, 1933 auf 201 539 Faß und 1934 sogar auf 163 539 Faß zurück. Zum Teil läßt sich dieser Rückgang in der Einfuhr englischer Heringe durch den Ausbau der deutschen Heringsfischerei erklären. Und es kann heute gesagt werden, daß die deutschen Heringe den englischen an Güte kaum nachstehen. So hat auch ihre Einfuhr in Stettin in den letzten Jahren gewaltig zugenommen, sie betrug 1930 nur 5054 Faß, 1932 dagegen schon 19 514 und 1934 schließlich 69 600 Faß und wird für das laufende Jahr noch höher ausfallen.

Stellt man die genannten Zahlen im Vergleich zu denen des Reiches, so geht aus ihnen eindeutig die hervorragende Stellung Stettins als Heringseinfuhrhafen hervor. Es ist dies eine Tatsache, die in weitesten Kreisen der pommerschen Bevölkerung kaum bekannt ist.

Von drei in Deutschland verbrauchten Heringen stammen fast zwei aus Stettin!

So auch läßt sich das geschäftige Leben und Treiben erklären, wenn ein deutscher oder englischer Heringsdampfer in Stettin anlegt. Zwischen den Fässern stehen die Aufkäufer, kosten mit Rennermiene von diesem und jenem Hering, fällen mit wenigen Worten ein unumstößliches Werturteil und tätigen danach ihre Abschlüsse. Und zwischendurch rollen die Fässer, um in langen Reihen aufgestapelt zu werden — —.

Auch an dieser Stelle mag abschließend betont werden, daß der Hering ein durchaus vollwertiges Nahrungsmittel ist. Gewiß: er ist billig — aber soll er deswegen weniger begehrenswert sein, nur, weil ein böser Volksmund Billigkeit mit Armlichkeit in Beziehung bringt? Und endlich vergesse man nicht, daß ein gesteigerter Verbrauch zugleich die junge und aufwärtsstrebende deutsche Heringsfischerei und nicht zuletzt auch die Stettiner Wirtschaft wirksam unterstützt. ri.



Lard wird nachgefüllt



Verladung der Heringsfässer

Fot. Krause (3)

Friedrich der Große

der König der pommerschen Bauern und Siedler

(Schluß)

Aus seiner gründlichen Personalkennntnis heraus berief Friedrich der Große die Männer, die sein Werk in Pommern ausführten. Der größte unter ihnen war der Geheime Oberjanz-, Kriegs- und Domänenrat Franz Balthasar Schönbergk von Brenckenhoff. Sein Name ist leider so gut wie vergessen. Drei Dörfer unserer Provinz und ein Kanal bei Leba tragen ihn aber noch heute. Brenckenhoff war vor seiner Berufung in preußische Dienste am Hofe des Fürsten von Anhalt-Dessau gewesen. Er stammte also aus einer Schule, die dem König außer hervorragenden Heerführern auch den Leiter der inneren Kolonisation Pommerns vor dem Siebenjährigen Kriege gegeben hatte.

Friedrich der Große hatte Brenckenhoff während des Krieges kennengelernt, wo dieser an Kriegslieferungen für preußische Truppen riesige Summen verdient, aber auch Geschick, Tatkraft und Umsicht in ungewöhnlichem Maße bewiesen hatte. Solche Leute konnte der König gebrauchen. Im April 1762, noch während des Krieges, nahm er ihn in seine Dienste und ersuchte ihn, Vorschläge zu machen, wie Land und Leute wieder auf die Beine zu bringen seien. Mit der Berufung dieses Mannes beginnt eine Periode innerer Kolonisation Pommerns, die noch größer und erfolgreicher war, als die Arbeit in den elf Friedensjahren von 1740 bis zum Siebenjährigen Kriege. Zuerst nahm Brenckenhoff den Auftrag des Königs, die Heilung der pommerschen Kriegsschäden, in Angriff, eine Aufgabe, die er in einer geradezu verblüffend kurzen Zeit bewältigte. Raum ein Jahr nach Friedensschluß waren alle zerstörten Gebäude: 465 Häuser, 442 Scheunen, 375 Ställe, wieder aufgebaut. Zahlreiche andere Hilfsmaßnahmen, die im Rahmen dieser Arbeit nicht erörtert werden können, brachten die Provinz bald in die Höhe.

Allein auf dem flachen Lande verlor Pommern während des Krieges 59 176 Menschen. Diesen Verlust galt es aufzuholen, und das konnte auf die Dauer nur durch Siedlung geschehen. Wieder kamen von überallher Züge von Siedlern nach Pommern. Der König hat hier in den Jahren 1763—1779 nach zuverlässigen Berechnungen 11 285 Kolonisten angesiedelt, mehr als in der Zeit vor dem Siebenjährigen Kriege angesetzt wurden. Jetzt stand hinter allem in Pommern die gewaltig antreibende Kraft Brenckenhoffs.

Hatte Friedrich erst Vertrauen gefaßt, so kargte er nicht mit Vollmachten. So besaß Brenckenhoff in Pommern eine Machtfülle, die man beinahe mit der eines „Vizekönigs“ vergleichen könnte. Solch eine Stellung war aber auch gefährlich. Sie brachte unzählige Reibungen mit den leitenden Beamten und mit dem heimischen Adel mit sich. Dabei war der König nicht blind für die Schwächen seines Mitarbeiters, die besonders darin lagen, daß er allzu viele Pläne gleichzeitig in Angriff nahm. Dadurch ging leicht die Übersicht verloren. Brenckenhoff konnte nicht in Ruhe die Entwicklung seiner Arbeiten abwarten. Das mußte der König

und wies ihn manchmal scharf zurecht. Bodenverbesserungen, die Brenckenhoff 1778 bei Schmolzin und Cammin hatte beginnen lassen, bezeichnete Friedrich als „obenhin und halb gemacht“ und noch deutlicher: „dies ist aber nichts, sondern die Sachen müssen alle ordentlich, tüchtig und dauerhaft gemacht werden, damit sie Bestand haben und den davon versprochenen Nutzen wirklich bringen, sonst ist das Geld nur weggeworfen.“ Man kann aus der scharfen Aussicht, der Brenckenhoff unterworfen war, klar ersehen, daß der eigentliche Kolonisateur in Pommern der König selbst war.

Besonders wirksame Hilfe verschaffte der König den Siedlern durch Verbesserung der landwirtschaftlichen Arbeitsweise. Brenckenhoff ging auf seinen pommerschen Gütern Cosemühl (Kreis Stolp), Schwentz (Kreis Greifenberg), Groß- und Klein-Wunneschin (Kreis Schlawa) mit gutem Beispiel voran. Der König hatte ihm die Kolonien Brenckenhoffstal und Papsteinstal (Kreis Lauenburg) geschenkt. Alle diese Güter, besonders Schwentz, waren Muster und Vorbild für die ganze Gegend im weiten Umkreise.

Die Art und Weise der Bodenbearbeitung stand damals in Pommern auf verhältnismäßig niedriger Stufe. Die Landarbeiter, die Brenckenhoff aus Kur-sachsen kommen ließ, konnten den Pommern viel Neues zeigen. An Stelle einer bisher üblichen Furche von 2½ Zoll pflügten sie 4 Zoll tief. Geeggt wurde mehrere Male. Die Walze als neues Ackergerät kam auf. Der Boden erhielt größere Düngergaben. Sie wirkten sich bei der besseren Bodengare, die durch die sorgfältigere Bestellung eintrat, ganz besonders günstig aus und brachten bedeutend höhere Erträge an Getreide und Hackfrüchten.

Um gründlicher düngen zu können, mußte der Bauer einen stärkeren Viehbestand halten. Das war nur möglich, wenn genügend Wiesen vorhanden waren. So wurden die zahlreichen neuen Bodenverbesserungen hauptsächlich deshalb betrieben, um „Wiesenwachs“ zu schaffen. Ausländische Futtermittel konnte sich der Landwirt nicht kaufen. Wenn es diese Produkte gegeben hätte, hätte der König ihre Einfuhr sicherlich verboten; denn er war sehr darum besorgt, preußisches Geld nicht ins Ausland gehen zu lassen. So mußte jeder Betrieb mit dem wirtschaftseigenen Futter auskommen, eine Maßnahme, zu der man heute allgemein wieder zurückkommt. Um die Erträge der für die Futtererzeugung wichtigen Wiesen zu erhöhen, begann man mit deren regelmäßigen Verrieselung.

Weil er den Absatz einheimischer Eier heben wollte, sperrte der König die Zufuhr ausländischer Eier nach Berlin und freute sich sehr, als bald darauf jährlich für 50 000 Taler pommersche Eier nach der Hauptstadt kamen. Die Futtererzeugung wurde gleichfalls mit allen Mitteln gefördert. Der König diktierte selbst lange Schriftsätze über das Buttermachen, ließ sie drucken und überall im Lande verbreiten. In einer Weise, an die sich auch die heutigen Bestrebungen der

nationalsozialistischen Agrarpolitik anlehnen, stützte er die Getreidepreise durch planvolle staatliche Käufe. Die berufsmäßige Spekulation legte der König lahm und sicherte dem Landwirt erträgliche Preise, während in den Nachbarländern die Getreidekurse wild auf und ab tanzten.

Die gründlichere Bearbeitung des Bodens erforderte mehr Anspann. Für die anspruchsvollen Pferde nahm man die genügsamen Ochsen, wie man sie z. B.

Koggenarten, wie der Archangelsche, erregten seinerzeit ebensolches Aufsehen, wie der berühmte Petkusjer des kürzlich verstorbenen Herrn von Pochow. An dem Anpflanzen von Maulbeerbäumen, die der Seidenraupenzucht dienen sollten, erlebte man wegen des ungünstigen Klimas weniger Freude.

Zur Zuchtveredelung wurden russische Pferde aus einem Donkosakengestüt, friesische Rühе, englische Schweine und ungarische Schafe nach Pommern ein-



Franz Balthasar Schönberg von Brenckenhoff |

Städt. Museum Landsberg (Warthe)

während des Weltkrieges auch überall als Zugtiere sah. So wurde es möglich, ganz neue Kulturen anzulegen. Zum erstenmal sah man in Pommern Hopfen und die farbstoffliefernden Pflanzen, Wald- und Färber- röhе auf den Feldern stehen.

Der Obstbau belebte sich. Die Neusiedler wurden über gut tragende und dem Klima angepasste Sorten belehrt. In vielen Dörfern war es Vorschrift, daß jeder Bauernbursche vor seiner Hochzeit eine bestimmte Anzahl von Obstbäumen anpflanzen und veredeln mußte. Gurken, Röhеn und Rettiche erschienen in den Gemüsegärten. Linsen und Kartoffeln wurden neu angebaut. Den Kartoffelbau mußte der König den Bauern geradezu aufzwingen. Kettelbeck berichtet darüber sehr eingehend in seiner Lebensbeschreibung. In der Kolberger Gegend dehnten sich weite Rapsfelder. Neue

geführt. Die für die neuen Wirtschaften gelieferten Rühе ließ der König von den Bauern selbst kaufen: „die Leute werden immer mit solchen Röhеn, die sie sich selbst angekauft, mehr zufrieden sein“. Sogar mit Kamelen und Büffeln machte Brenckenhoff, allerdings vergeblich, Akklimatisierungsversuche. Natürlich mißglückte auch mancher andere Plan. Klima, Boden, besonders aber Schwerfälligkeit und Eigensinn der Menschen waren Hindernisse, die nicht immer zu überwinden waren. Die geglückten Anbauversuche fanden bald Nachahmer.

Um genügend Land für die Neusiedlungen bereitzustellen zu können, ließ der König in großem Umfange Moore entwässern und Seen trockenlegen oder, wenn das nicht möglich war, den Wasserpiegel so weit senken, daß Neuland entstand. Die größte Arbeit dieser

Art, die in Pommern ausgeführt wurde, war die Senkung des Madüsee. Bereits Moritz von Anhalt-Dessau hatte am Nordrande des Sees die nach ihm genannte Ortschaft Moritzfelde angelegt. Die Pläne zur Entwässerung reichten schon in die erste Kolonisationsperiode vor dem Siebenjährigen Kriege zurück. Sie stammten von dem Kriegsrat von Haerlem, der seinerzeit auch im Oderbruch und an der Swine gearbeitet hatte. Haerlem war als gebürtiger Holländer mit dergleichen Arbeiten vertraut. Man hatte im Mittelalter bei Kloster Kolbatz an der Plöne durch Anlegung von Mühlenwehren den Madüsee erheblich angestaut. Große Überschwemmungen waren die Folge, die den anliegenden Dörfern sehr schadeten und allmählich das ganze Uferland der Madü in Sümpfe verwandelten. Schon im Jahre 1764 schlug Brenckenhoff dem König die Senkung des Wasserspiegels der Madü vor. Der König ging damals noch nicht darauf ein. Es war nicht seine Art, eine Arbeit zu beginnen, ohne zu wissen, ob alle Vorbereitungen für ihr Gelingen vorher geschaffen waren. Deshalb schrieb er an Brenckenhoff: „Machen wir an jetzt andere Etablissements genug und in Besondereheit die bei Driesen und Landsberg vorhaben, mit welcher wir auf drei Jahre zu tun haben werden, ehe wir damit völlig zustande sind: mithin wo sollen alle dazu erforderlichen Leute hergenommen werden, wenn wir alles zugleich auf einmal anfangen wollen.“

Der Plan blieb einige Jahre liegen, bis Brenckenhoff 1770 wieder darauf zurückkam. Jetzt war der König einverstanden. Natürlich traten bei der Arbeit Schwierigkeiten und Widerstände aller Art auf. Die Stadt Altdamm war mit der Verbreiterung der Plöne nicht einverstanden. Es meldeten sich auch noch andere Anlieger, denen eine Änderung des bisherigen Zustandes nicht zusagte. Der König war nicht der Mann, sich dadurch abschrecken zu lassen. Es gab sicher nicht eine einzige Neusiedlung in Pommern, bei der nicht Schwierigkeiten aller Art zu überwinden waren.

Durch Tiefersetzen und Verbreitern der Abzugsgräben gelang es, 14 356 Morgen Neuland zu gewinnen. Zum Teil gab es der König unentgeltlich den Bauern der angrenzenden Amtsdörfer oder den benachbarten Rittergütern. Der Rest von rund 7000 Morgen sollte Raum für neue Dörfer bieten. 12 Neusiedlungen entstanden: Schöningen, Friedrichstal, Völlhöfel, Möllendorf, Giesenthal, Rammersaue, Neufalkenberg, Schützenaue, Brenckenhoffswalde, Spaldingsfelde, Jeseritz und Karolinenhorst. 258 Familien mit 1378 Seelen fanden am Rande des Madüsee eine neue Heimat. Im Jahre 1780 war die Ansiedlung im wesentlichen abgeschlossen. Die Anlage warf gute Erträge ab. Die pommerische Kammer berechnete die jährliche Verzinsung des eingebrachten Kapitals mit etwa 7 Prozent. Der König als guter Wirt legte immer großen Wert darauf, daß die Neuanlagen sich auch lohnten. Die neuen Dörfer bekamen ihre Namen nach den bei der Arbeit beteiligten Beamten. Aber auch verdiente Soldaten der friderizianischen Armee wurden in ihnen geehrt. Auf diese Weise dankte man denen, die sich um das Vaterland wohl verdient gemacht hatten. Nach denselben Grundsätzen verfuhr man auch bei der Benennung der übrigen Neusiedlungen in Pommern. Der König hatte verfügt: „daß je simpler solche Namens sein, je besser es damit sein wird.“ Nicht immer handelte die Kammer, welche zuerst die Namen verlieh, nach diesem Grundsatz. Bei der Benennung der bei Bublitz gegründeten Kolonie Neuendorf hat sie es sicher nicht getan.

Weitere umfangreiche Entwässerungen sind zu erwähnen in dem großen Thurbruche auf Usedom, an der oberen Plöne, bei Schmolzin, Cammin, an der Jhna, am Vilmsee und am Lebasee. Das letztere Vorhaben scheiterte an den ungünstigen örtlichen Verhältnissen. Der Sand wehte den vom Lebasee zur Ostsee gezogenen Kanal immer wieder zu. Außerdem war der ganze Boden derart mager, daß man besser daran getan hätte, ihn aufzuforken. Erst in unseren Tagen beginnt man wieder in dieser Gegend ernstlich mit neuen Bodenverbesserungen. Nicht nur bei Pauenburg allein, an vielen Stellen in Pommern setzt die nationalsozialistische Regierung durch Trockenlegung von Sümpfen, Urbarmachen von Odland und Ansiedlung deutscher Bauern das Werk fort, das Friedrich der Große vor fast 200 Jahren so erfolgreich begonnen hat.

Leider endete die erfolgreiche und verdienstvolle Arbeit Brenckenhoffs mit einem schweren Mißklang. Der mit unzähligen Plänen beschäftigte Mann verlor gegen Ende seines Lebens völlig den Überblick über seine Geschäfte. Viele kostspielige Unternehmungen waren ihm fehlgeschlagen. Dazu kam eine unübersichtliche und unregelmäßige Rassenführung. Er mußte seinem König in einem erschütternden Brief schreiben, daß seine Rassen nicht stimmen. Am Abend desselben Tages, im Jahre 1780, starb er. Der König war furchtbar in seinem Zorn. Er ließ sofort alle Besitzungen des Toten beschlagnahmen und machte sie zu Geld, ohne Rücksicht auf die Erben, die in bedrängter Lage zurückblieben. Der König konnte es nicht verwinden, daß der Mann, dem er vertraut hatte wie selten einem andern, ihn so schmählich enttäuschte. Deshalb hat er seinen genialen Helfer in seinen Werken nicht einmal erwähnt. Ziel leicht ist das geradezu krankhafte Mißtrauen und die Menschenverachtung, die der König im Alter zeigte, wenigstens teilweise auf Brenckenhoffs Versagen zurückzuführen. Brenckenhoff hatte gefehlt, er hat aber für Pommern und Preußen Großes getan. Er verdient es, daß man ihn in Pommern nicht vergißt.

Eine Berechnung, wieviel die innere Kolonisation Pommerns unter Friedrich dem Großen gekostet hat, ist schwierig. Der König hat auch für andere Zwecke erhebliche Summen in die Provinz gegeben, z. B. zur Entschuldung des pommerischen Adels, der wie das Bauerntum im Kriege große Blutopfer für das Vaterland gebracht hatte. Die Entschuldungsgelder für die Junker sind mit anderen Posten in allen Ziffern mitenthalten, in denen man Friedrichs Zuschüsse für Pommern zusammengefaßt hat. Berechnet man die Ansiedlung einer Bauernfamilie im Durchschnitt mit 800 Talern, und die Gesamtzahl der neu angesetzten Familien mit 5312, so ergibt sich eine Endsumme von 1 416 533 Reichstalern für die Neusiedlung. In dieser Summe sind die Ausgaben für Rodungen, Entwässerungen und Bodenverbesserungen nicht mitenthalten. Der Minister Graf Hertberg, der alle Arbeiten in Pommern genau kannte, gibt die Summe der königlichen Zuschüsse für die Provinz allein zwischen 1763 bis 1784 mit 4 828 000 Talern an. Nachträgliche Forschungen kommen bis auf 5 764 470 Talern, allein für die Zeit nach dem Siebenjährigen Kriege. Ohne sichere Unterlagen wird man die Ausgaben des Königs für pommerische Neusiedlungen nur schätzen können. Fest steht, daß es für damalige Verhältnisse riesige Summen waren, die allein dazu verwandt wurden, um Bauern eine neue Heimat zu schaffen.



Friderizianisches Siedlerhaus in Neudorf bei Bublitz, 1753

Fot. Friese

Der König, den auch fremde Völker zu den größten Feldherren der Weltgeschichte rechnen, hat mit seiner Friedensarbeit ein Werk geschaffen, das seinen Kriegstaten ebenbürtig ist. Er selbst stellte die Arbeit eines Kolonisators über die eines Feldherrn, indem er sagte: „Wer es erreicht, daß da, wo bisher ein Halin wuchs, derer zwei wachsen, hat mehr für sein Vaterland getan als ein großer Staatsmann oder ein siegreicher Feldherr.“ Seine Arbeit kann in Pommern nie vergessen werden, solange hier Deutsche wohnen. Um die geringste

Kleinigkeit hatte er sich selbst gekümmert, fand immer einen klugen Ausweg, wenn seine Räte am Ende ihres Lateins waren. Der Mann aus dem Wolke wußte, daß er bei ihm stets Schutz und Hilfe fand. Sein Andenken lebt noch jetzt über alle Lande. Es ist kein Zufall, daß in unseren Tagen die Erinnerung an Preußens größten König lebendiger ist denn je. Und im Münchener Braunen Haus hängt im Arbeitszimmer des Führers als alleiniger Wandschmuck ein Bild Friedrichs des „Einigen“.

Jung, du hast recht!

Heinrich Engel hatte eine Gastwirtschaft in Stettin und auch eine gewaltig rote Nase. Und die blieb rot, soviel Heinrich Engel auch trank und täglich spazieren ging. Einmal war er weit draußen im Freien. Da spielten mehrere Jungen. Als sie Heinrich Engel sahen, rief der eine: „Kiek, hat der 'ne rote Näs'!“ — „Komm her, Jung“, winkte ihn Engel heran und holte seine Geldbörse hervor, „hast recht!“ Und als der Bengel zögernd herankam, schenkte ihm der Gastwirt einen Groschen. — Da riefen die andern: „Ne, dien Näs' is ja nich mehr rot!“ Da bekamen die Schreier nichts. — Aber ein Kleiner grünte ihn an und meinte: „Ne, aber blau is se och all!“ — Und dem schenkte Heinrich Engel zwei Groschen.

Wi Pommern sind so'n bißke doo!

Bauer Heltterhof und Inspektor Finger waren in Berlin auf dem Wollmarkt gewesen und hatten ihre Wolle gut verkauft. Darum hatten sie doppelten Grund, Berlin bei Tag und auch bei Nacht sich einmal wieder gründlich anzusehen. In der Nacht kamen sie an ein Hotel und verlangten ein Zimmer. Und da beide Pelze trugen und ausfahen, wie Leute, die mit den Talern in den Taschen klappern konnten, fragte der Ober: „Wollen Sie I. oder II. Etage nach vorn heraus haben?“ — „Ja“, meinte Bauer Heltterhof, wenn't nach hinten rut billjer is, würde wi woll darut schloapel Wissen Se Herr Oberst, wi Pommern häwe recht twatfch

Anjewohnhetel!“ — „Ach so“, meinte der Kellner, „Sie sind wohl ruhebedürftig oder nervenleidend?“ — „Det groad nich“, meinte Bauer Heltterhof, „aber wi Hinterpommern sinn so'n bißke doo. Wi moake nämlich alle bim Schloapen beer Ogen tau, un doa nützt os dei schönst Utzicht nicht!“ — Und so bezogen sie im vierten Stock nach hinten raus ihr Quartier.

Verhoben

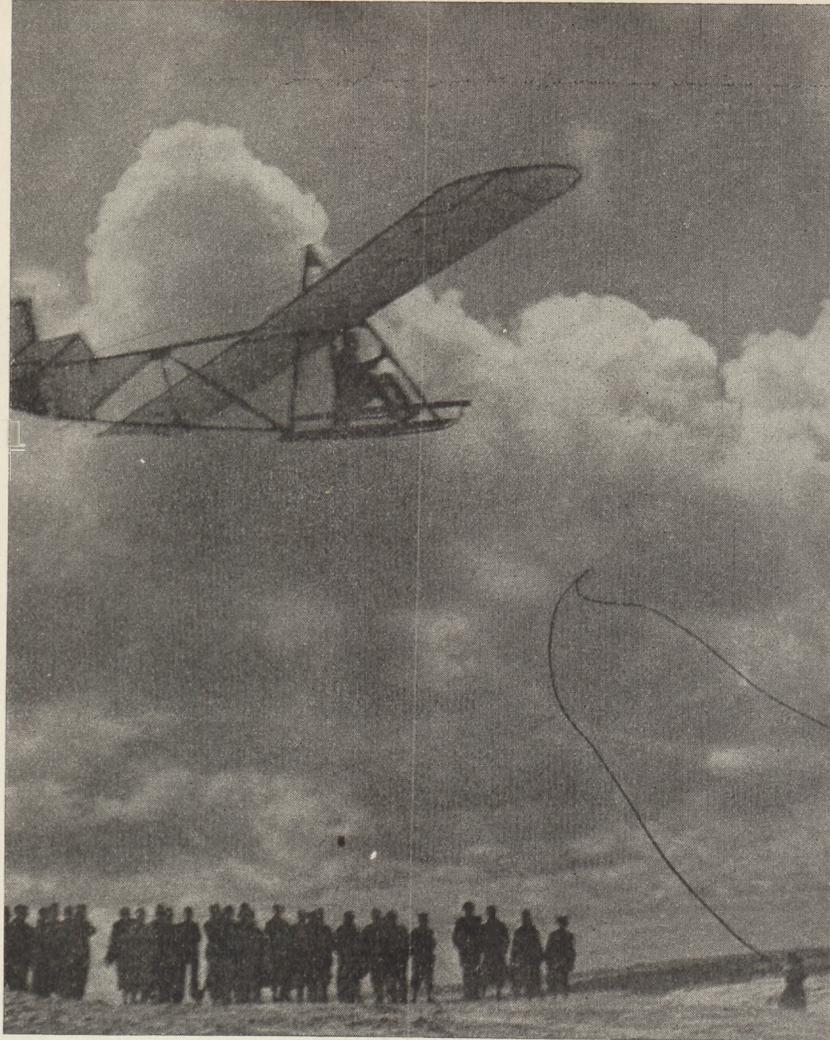
In Ostpommern liegt ein kleines Städtchen und in dem Städtchen erschien auch dreimal in der Woche eine Zeitung. Und der gebrach es im lokalen Teil oft an Stoff. Darum wurde auch das kleinste Ereignis ausführlich den Lesern mitgeteilt.

So war eines Tages zu lesen: „Herr Präparandenlehrer W. und Fräulein S. haben heute in der Kirche den Bund fürs Leben geschlossen. Bis jetzt ist es noch nicht zu Streitigkeiten gekommen, und man kann annehmen, daß das friedliche Einvernehmen erhalten bleiben wird.“ —

Die Zeilen erregten im Städtchen das größte Aufsehen. Man schüttelte die Köpfe und bestürmte den Redakteur, der auch Reporter, Faktor, Drucker u. a. m. in höchst eigener Person war.

Und man beruhigte sich erst, als man in der nächsten Nummer die Erklärung las, daß der zweite Teil dieser Notiz zu einem Artikel über Streik gehört hätte und irrtümlich verhoben worden sei! —

H. L.



Das Startseil ist ausgeklinkt - die „Kiste“ segelt im Aufwind

HANS HEINTZ:

Fliegerleben

lustig Leben!

Strahlende Herbstsonne liegt über deutschem Land. Ich stehe am Fenster des D-Zuges, der mit Schnauben und Pfeifen durch die fruchtbaren Täler der Saar, der Mosel und des Rheines rattert. In ein paar Tagen wird in den Weinbergen die harte Arbeit der Weinlese beginnen.

In Bonn, meiner alten Universitätsstadt, begrüße ich liebe, alte Fliegerkameraden, Erinnerungen an die erste Zeit unserer Fliegerei werden hervorgeholt, und das „Weißt du noch, damals, als . . .“ will fast kein Ende nehmen. Weiter geht die Fahrt über Berlin, das ich schon bald in ostwärtiger Richtung verlasse. 22 Stunden liege ich auf der Bahn, 1270 Kilometer habe ich hinter mich gebracht, als ich in Lauenburg den D-Zug verlasse und die himmelnde Kleinbahn nach dem Ostseebad Leba in Pommern besteige.

Wir sind 30 Kameraden, als wir uns, wie im Prospekt der Segelflugschule angegeben, zur festgesetzten Stunde am Kurhaus Leba einfinden. Während wir — größtenteils Landratten — uns an dem herrlichen Anblick der weiten Ostsee erfreuen, fährt ein Etwas, das dem Geräusch und Aussehen nach einmal ein Auto gewesen sein muß, vor dem Kurhaus vor. Ein Mann mit dem C-Abzeichen schwingt sich neben den Fahrer, der ebenfalls ein Segelfliegerabzeichen trägt, und ebenso geräusch- und gestank-

voll, wie das Gefährt gekommen war, verschwindet es dann wieder. Wenn dieses Behikel, das aus vier Rädern, einer Motorhaube, zwei Sitzen und sonst nichts bestand, wenn dieses besagte Behikel etwas mit der Segelflugschule zu tun hatte, so war für mich der erste Eindruck dieses Lagers der denkbar günstigste. Den Segelfliegerabzeichen nach mußte es zur Schule gehören, das schien also in Ordnung zu sein! Dank unseres gut entwickelten Ortungssinnes franzen wir uns dann zur Geschäftsstelle der Schule durch und werden von da in ein Motorboot verladen, das für 30 Mann berechnet, aber mit 50 Mann und ihren dicken Koffern beladen wird. Macht fast gar nichts, nach Aussagen des Bootsführers hätte das Boot gut noch 20 weitere aufnehmen können.

Im Lebaer Hafen werfen die Masten und Aufbauten der Fischkutter harte Schatten auf das spiegelglatte Wasser, ein leichter Wind trägt uns einen würzigen, fast beißenden Geruch vom Lande zu, die Fischräuchereien haben Hochbetrieb. In ruhiger Fahrt gleitet unser Boot an den weißgestrichenen Ruttern der Fischer vorbei, und wie ein getreuer Diener wandert der Schatten unseres Bootes von der rechten zur linken Seite, als wir den Hafen verlassen und auf den Lebaer See hinausfahren. Die herrliche Gegend, das Neuland, das sich uns offenbart und das wir zum erstenmal in

seiner ganzen Erhabenheit erschauen dürfen, läßt uns still und stumm werden, mit staunenden und freudigen Augen sehen wir den weißen Sandstreifen zur Rechten näherkommen, der Motor läßt nach, im ruhigen Ausgleiten läuft das Boot auf der knirschenden Sand auf: wir sind auf der Vonskedüne, dem Schulgelände der Segelflugschule Leba. — —

Die zweite Hälfte des Lehrganges war für mich angebrochen. Eine herrliche Woche feinsten Segelfliegerlebens lag hinter mir, eine Woche voll Kameradschaft und ernster Arbeit, eine Woche Lagerlebens, wie sie eben nur deutsche Jugend zu gestalten weiß, eine Woche, in der es Wind und Wetter und Sonne sehr gut mit uns meinten, kurzum eine Woche, in der das Ziel, die Segelfliegerei kennenzulernen, voll und ganz erreicht worden war. Zudem: die B-Prüfung war geschafft.

Auf dem Hallendach der Schule steht der Windsack steif im Wind. Westwind! Wie gestern! 12 bis 14 Meter in der Sekunde! Mit Händen in den Hosentaschen schlendere ich über den Hof zum Aufenthaltsraum. Da eilt mein Fluglehrer auf mich zu: „Pos, fertigmachen, wir fahren nach Lauenburg!“ In ein paar Sägen bin ich im Schlaftaal, trommele die C-Gruppe zusammen. Im Nu sind wir bereit. Die verlockende Aussicht, am Lauenburger Westhang die C zu fliegen, läßt uns schneller fertig werden als sonst.

Und dann stapfen wir zu neun Mann über den Westhang zur Lonskedüne hin-ab zum Strand. Wie im Schneesturm fegt der Wind den feinen weißen Sand über den Hang und lagert ihn an windgeschützten Stellen wieder ab. In mächtigem Brausen und schäumendem Aufeinanderprall branden die Wellen der aufgewühlten See gegen das Land, überschlagen und überstürzen sich, und die silbernen Rämme der Wogen verebben in weiten Bögen am flachen Strand.

Erwin erwartet uns mit dem „Raketenauto“ unten am Strand, Vodo ist mit seiner guten BMW zur Stelle. Und dann geht es in lausender Fahrt den Strand entlang, Leba, Lauenburg zu. Doch was sehen unsere entzündeten Augen! Die Brücke über die Leba, unsere einzige Verbindung zum Land, ist in Reparatur, Arbeiter sind mit ihrer Instandsetzung beschäftigt. Rüber müssen wir, koste es, was es wolle! Wir holen einen alten Rahm heran, legen über dessen Boden alte Bohlen quer, verbinden diese untereinander, bauen aus langen, starken Bohlen einen Steg vom Land zum Rahm und schieben über diese schwankende Brücke — vorsichtig! vorsichtig! — das Raketenauto und das Motorrad hinüber. Dann ziehen wir an einem langen Tau den Rahm fluschaufwärts und lassen ihn abwärts an das andere Ufer zurücktreiben. Dort drüben wieder dasselbe Manöver des Abladens, wir sind froh, als wir samt unseren Fahrzeugen wieder festen Boden unter den Füßen haben.

Und nun geht's weiter! Doch schon nach fünf Kilometer zwingt uns das kochende, brodelnde Kühlerwasser zum Halten; als wir den Kühlerverchluß öffnen, gleicht unser Fahrzeug mehr einer Dampfmaschine als einem Auto. Drei Eimer Wasser rein, von denen zwei wieder auflaufen, und weiter geht die Fahrt. Nach weiteren fünf Kilometer dasselbe Spiel. Ein Reifen plakt, wir flicken; Regen überrascht uns, wir singen; wir frieren im offenen Wagen, ein Korn erwärmt uns. Ganz nett! So halten wir uns dran, bis wir nach vierstündiger Fahrt am Lauenburger Hang ankommen. Die vielen Zwischenfälle haben uns nicht entmutigen können, im Gegenteil, die Stimmung der Mannschaft ist glänzend. Die Hauptsache: In gleichbleibender Stärke und Stetigkeit bläst der Wind den Hang an, flugs wird das treue „Baby“ auf die Startstelle gebracht, unser Fluglehrer fliegt uns den Weg vor und zeigt uns die günstigen Aufwindstellen und Wendemarken.

Und dann fliegen wir selbst! Wofür manche von uns monatelang, jahrelang gearbeitet und geschuftet haben, worauf wir monatelang, jahrelang gewartet und gehofft hatten, das wird nun Wirklichkeit: Wir segeln am Hang! C-Prüfung auf C-Prüfung fällt. In drei und einer halben Stunde machen wir nicht weniger als sieben C-Flüge. Kein Flug gelingt daneben. Unsere Begeisterung ist riesengroß, jeder freut sich aufrichtig mit dem



Kameradschaftsgeist: alle helfen, die „Kiste“ wieder zur Startstelle zu bringen

ändern, jeder bangt um die glatte Landung des andern, jeder folgt gerne der Landeaufforderung des Fluglehrers, er weiß, daß der nächste Kamerad schon auf die Probe gestellt, ich komme als

letzter dran, es wird schon dunkel, doch auch mir gelingt noch vor Einbruch der Dämmerung mein C-Flug. Wir sind so begeistert, daß wir über dem Fliegen alles vergessen, ja, erst als wir unser braves „Baby“ wieder in die Halle



Über der Lonskedüne

Fotos: Kruse

bringen, merken wir, daß wir seit sieben Uhr morgens nichts gegessen haben. Selten hat uns das Abendessen so gut geschmeckt wie an diesem Tag, da wir unsere C geflogen hatten. Und dann haben wir nach alter Segelfliegerart ein zünftiges Fest gefeiert, und ich muß gestehen, daß wir an diesem Abend den Zapfenstreich nicht einhielten, den uns der Herbergsvater der Jugendherberge geboten hatte.

Vier Tage lang verschiebe ich die Abreise — nun geht es nicht mehr. Ich

muß nach Hause. Vierzehn Tage wollte ich bleiben, fünf Wochen sind es geworden. Es gilt Abschied zu nehmen von der Vonskedüne, Abschied zu nehmen von treuen Kameraden und Segelfliegern, die nicht nur dem Namen nach, sondern der Gesinnung nach diese Bezeichnung verdienen. Der Abschied fällt mir schwer. Immer wieder muß ich zurückblicken, als ich nun — schon fast selbst Vonske-Indianer geworden — am Steuer des Motorbootes stehe und die Heimreise antrete. Vom Bug aus grüße ich noch

einmal die Düne, und in das Rattern der Räder mischt sich unser Lebaer Segelfliegerlied, das wir so oft sangen:

Auf schmalen Land am Meere, ein Gipfel weiß wie Schnee,
du stolze Vonskedüne, du grüßest uns die See,

sei Warte deutschen Wesens, gen Norden, Ost und West,
wir halten deutsche Ehre mit allen Fasern fest.

KURT POPPE:

Der »Große Brand«

Historische Skizze aus Tommerens trübsten Tagen

Straßauf, Straßab sang Elias Seiler eintönig seinen Vers, Feuer und Licht wohl zu verwahren. Es war wahrlich Zeit, denn vom Dom verkündete die „Silberne Anna“ den ehrsamem Bürgern die elfte Nachtstunde. Man machte es dem Alten wirklich recht schaffen schwer. Auf der Trinkstube der Fast- und Lohbäcker verlachten sie den humpelnden Elias. Die Gewandmacher, welche in der Herberge am Kalvarienberg die Würfel rollen ließen, spotteten seiner. Er möge doch vor ihnen die Soldateska,

welche auf der engen Jodenstrat in loser Gesellschaft bis zum ersten Hahenschrei pokulierte, in die Quartiere weisen! Was blieb ihm denn anders übrig, als weiter die Stunde abzusingen und dem ehrsamem Schustergewerbe in der Klausstraße Feierabend zu gebieten. Angstlich duckte der Alte sich in den Schatten einer Mauer und schloß mit hartem Griff dem aufbegehrenden Hunde das Maul. Wenn der gröhrende Pickenier, der den trunkenen Kroaten am Arm heimschleppte, ihn zu Gesicht

bekam, dann Gnade ihm Gott. Es war ein Jammerleben in Rosberg! Drei Jahre hauste nun schon die ungebetene Kaiserliche Einquartierung in der Stadt und tribulierte die Bürger. Und ein Ende war nimmer abzusehen.

„Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen — —“, sang Elias Seiler, entlockte seiner Sprinkelholzflöte langgezogene klagende Töne und bog in die Landesbandstraße hinauf. Dort, wo die eisernen Feuerpfannen in die Straße ragten, saßen die Schmiede bis tief in



Die Eltern ernten - Helga spielt -



Ein Blick hinüber zur Mutti -

die Nacht am schweren Eichentisch. Das Lärmen scholl durch die Tür und Fensterladen und fraß sich in die schwarze Nacht.

„Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen —“, Elias Seiler verlieh der Stimme Nachdruck durch den Schaft seines Spießes. Schlug vernehmlich an die vor Alterschwäche herabhängende grüne Lade und schritt schleunigt fürbaß. Wer bändelt denn ohne Not mit einem Grobschmied an! — Und nun kam der schwerste Gang. Zur Herrenburse, der gegenüber des geflüchteten Bürgermeisters Ralsow Anwesen lag.

„Seht acht auf Feuer und auf Licht! Denkt nicht, ein Funke schadet nicht! Ein Funken, ihr Herren, auch noch so klein,

Der äschert Haus und Straßen ein!“ Den Herrenvers sang alhier Elias Seiler, denn im Seglerhaus tranken die Alterleute der Ehrsamten Kaufmannschaft, die Brauer, die Sülzverwandten und der Hohe Rat. Nichts rührte sich. Der hohe Siebel ragte trübig in die Nacht. Nur ein schwacher Lichtschimmer stahl sich durch den Spalt zwischen Fensterladen und Mauer. Elias Seiler wandte den Rücken, um bis zur zwölfsten Stunde bei Sevatter Gese in der Kunstpfeferstube auf Sankt Marien den verlorengegangenen Schlaf zu greifen. —

Schweigend hockten sie am Tisch im hintern Trinkzimmer des Seglerhauses: Bürgermeister Jeremias Vielke, der al-

lein die schwere Last des Stadtoberhauptes auf seinen Schultern trug, da Bürgermeister Hermann Treter sein Amt verzweifelt niedergelegt und Bürgermeister Christian Ralsow bei Nacht und Nebel der Stadt den Rücken gewendet hatte, Rämmerer Jochen Döpke, die Sülzverwandten Bulgrin, Lewezow, Gemmelin, die Kaufherren Hans Volte und Josias Kummerow, der Brauer Jürgen Jaschopp und der Schiffer Michael Ramelow. Ganz unten am Tisch kauerte der Quintus des Pyzeums, Raune Melchior, der von der Universität Leyden nach Kolberg verschlagene hochgelahrte Sonderling. Als kundiger Astrologe konnte er in den Sternen lesen.

„Wie steht es, Bürgermeister?“ Bulgrin brach das dumpfe Schweigen.

„Wir sind am Ende!“ kam es zurück. „Verweigert die Kontribution!“ knurrte der greise Gemmelin, des Rates Ältester.

„Ihr wißt, ich tat's. Nur die Messingkrone im Ratszimmer schützte mich vor den Streichen des Pickeniers!“ gab der Bürgermeister zur Antwort.

„Was ist an dem, Bürgermeister, man spricht von einem neuen Tributulienobristen, der Fortun und Beute suchend aus Spanien nach Kolberg kommen soll?“ fragte die Kunde.

„Ihr hörtet recht. Verdammt seien die Jesuiten, so uns den Obrist Franz de Meurs auf den Hals heßten!“ Der Bürgermeister tat einen tiefen Trunk.

„Potz und Peul!“ fluchte Ramelow, „dem Blutschinder wünsche ich die Pest — — —“, des Nachbarn Hand verschloß dem Redenden den Mund.

„Seid Ihr von Sinnen, Ramelow! Die Wände haben in Kolberg Ohren!“ Das Murren erstarb; schweigend starrten die Männer in ihre Krüge.

„Heda, Quintus“, rief Jürgen Jaschopp, „Ihr wißt das Horoskop zu stellen! Redet!“

Raune Melchior schaute nach einem gründlichen Zuge wehleidig in den Krug und schob ihn dem Bierknecht hin.

„Menschenkunst kann irren. Ich wäre frohen Mutes — — —.“

„Haltet Euch nur nicht mit langer Vorrede auf!“

„Aber der brennende Komet, so über Kolberg gestanden, deutet nach dem Vepulis der Astrologie auf Feuer, das die Stadt verzehren und — — —.“

Der Brauer wurde unruhig: „Nimmer hätte ich geglaubt, daß unter Eurem grauen Haar dergleichen närrische Dinge spuken könnten!“

„Mit Verlaub! Und wie deutet Ihr das dreifache Wehe, welches man in der ersten Märzennacht über Kolberg gehört? Hel Fragt unsern verehrten Primarius an Sankt Marien, den hochwürdigen Jasche, so Ihr mir keinen Glauben schenkt!“

Da gab der Ungläubige sich zufrieden und seufzte: „Wenn ich wüßte, wo im Pommernlande keine Kaiserlichen tribu-



Wo ist denn der Vati?



Da - - -!

Fotos Knoth

lierten, ich ließe Haus und Hof und Braupfannen im Stich und — — —“

Er brach ab, denn Elias Seiler sang auf der Straße die Mitternachtsstunde ein:

„Hört, ihr Herren, ich tu euch kund,
Es ist anjezt die zwölfte Stund'
Das Nachtgestirn am Himmel steht,
Und wer den neuen Tag erlebt,
Der danke Gott dem Herren!“

Schwerfällig und müde erhob sich der Bürgermeister von seinem Sitz:

„Wünsche Euch alleamt eine geruh-
same Nacht, Ihr Herren!“ Langsam
schritt er zur Tür. Auf dem Fuße folg-
ten ihm die andern.

„Halt, wenn's gefällig!“ Partisanen
und Piken sperrten den Weg.

„Platz da! Wer bedroht Kolbergs
Bürgermeister und freie Männer der
Sülzverwandten?“

„Kaiserlicher Lieutenant Leopold
Kasper von Hersbruck!“

„Gebt Raum dem Kolberger Rat!“

„Mit Verlaub! Nachdem der Waibel
der Herren Namen zu Papier ge-
bracht!“

„Seit wann untersteht Kolbergs Rat
einem visitierenden Wachtposten und gar
erst einem Waibel!“ Dem alten Gem-
melin schwoll die Zornesader.

„Durch Befehl des Kaiserlichen Obri-
sten, des Herrn Franz de Meurs, seit
heute abend!“

Bestürzt blickten die Männer sich an
und traten zurück. In herrischem Ton
heischte der Lieutenant Auskunft. Und
der Waibel brachte sie nach Namen,
Stand und Würde zu Buch. Ohne
Nachtgruß verließ der Trupp den Flur.
Des Lieutenants sporenklirrender Schritt
hallte draußen auf den Steinquadern
wider. Und Kolbergs gescholtener Rat
schlich lautlos die hohe Freitreppe hin-
unter. Im Schatten der gegenüberlie-
genden Häuser hastete Malte Gemmelin
heim, des Stadtältesten Anerbe, der sei-
ner heimlich Verlobten, des Ratskeller-
meisters blondem Töchterlein, hatte
abendlichen Schutz angebeihen lassen. —

Ein nashkalter Morgen brach an.
Wagen, Karren und Geschütze rumpel-
ten und rappelten über das holperige
Straßenpflaster. Neue Soldateska war
im Anzug, die Süddeuschland gebrand-
schaget und am Meer noch etwas an-
deres zu finden hofften als nur gesal-
zene Fische. Und sie hielten ihren Ein-
zug: Arkebusiere, Lanziere, Kroaten und
Stradioten. Wagen auf Wagen, Karre
um Karre. Hochbeladen mit Plunder
und Beute. Eine dumpfe Verzweiflung
bemächtigte sich der Stadt.

„Schafft gut Quartier, Ihr Leut!“
schrien die phantastisch gekleideten Bur-
schen. Die Troßbuben schlugen fluchend

auf die abgetriebenen Säule ein. Aus
den Planen der Wägelchen schauten neu-
gierig mit listernen Augen frech die
Dirnen auf die gaffende Menge. Sie
kamen durch das Steintor. Sie dräng-
ten zum Marktplatz. Sie liefen durch
die Straßen. Sie verschwanden in den
Häusern. Männer fluchten; Frauen
flüchteten vor den unbetenen Gästen
tief ins Haus; neugierig lugten die Kin-
der durch den Türspalt. Die Sonne stand
im Mittag und immer noch brachte der
Stadttschreiber Peter Lüders die Klagen
und Beschwerden der Bürger zu Pro-
tokoll. Währenddessen brüllten und
größelten unten im Ratskeller Lieute-
nants und Kornetts beim Malvasier:

„Wie wir leben, so halten wir Haus!
Kommen heute und zieh'n morgen
zum Tore hinaus!

Trag' frei auf das Beste und
schreib's in den Rauch,
Verbrennt das Haus, verbrennt die
Kreide auch!“

Edlen Nykoli sofften sie wie Wasser.
Die Würfel rollten. Zinkenisten spiel-
ten auf. Des Ratskellerwirts Tochter
flüchtete schreiend über die Treppe. Ihr
folgte taumelnd Hersbruck, der trun-
kene Lieutenant — — —

Von den Brotscharren rissen die Rei-
ter die Knüster und Weißwecken und
höhten:

„Schreib's auf den Nimmermanns-
tag!“

Brauer Jaschopps letztes Faß rollten
sie aus dem Keller und lachten:

„Reitersmagen kann viel vertragen!“
Und beim Knochenhauer kauderwelsch-
ten Kroaten und Stradioten:

„Meße Lamm und Kalb! Huhn und
Hund! Tutte quantel! Pascholl!“

Voller Grauen starrte die alte Hanse-
stadt auf diese Gäste. Und durch das
Getümmel auf der Straße schritt un-
erschrocken der Primarius von Sankt
Marien, der furchtlose Jasche, um am
Altar des Höchsten Beistand in dieser
Not zu erleben. Vom Dom verkündete
die Stundenglocke die hohe Mittags-
zeit — — —

„Feurio! Feurio!“ schreit es auf in der
Klausstraße. Vom Hofe des Kaufher-
ren Hans Volte stürmt ein Kaiserlicher
Reiter, verfolgt von den um Hilfe rufen-
den Knechten und Mägden.

„Es brennt! Es brennt! Der Kroat
hat in das Stroh geschossen!“ Und der
rennt mit der Sabelmuskete in der
Hand die Straße hinunter. Sierig leckt
der Brand das Strohgedeckte Dach.
Springt auf den Firn. Volte versucht
des Feuers Herr zu werden. Er reißt
den Knechten die Eimer aus der Hand.
Die Frau treibt Pferde und Rühre aus
dem Stall. Schwarzer Qualm bricht aus

dem Dach. Eine Junkengarbe folgt und
setzt über den Vikarienhof.

„Feurio! Feurio!“ läuft durch die
Stadt. Und oben von Sankt Marien
schreit der Glocke eherner Mund
die Not Kolbergs übers Land. Neu-
gierig stehen Wallonen und Kroaten,
Lanziere und Arkebusiere, Lieutenants
und Kornetts, Freireuter, Stecken-
knechte, Troßbuben und Dirnen auf dem
Domhofe und schauen untätig zu. Die
Waibel kommen gelaufen. Fuchteln
wild mit dem „Vergleicher“ in der Luft
und schreien:

„All' in die Quartiere! Treibt die
Pferde auf! Hurtig! Hurtig!“ Die Sol-
dateska stiebt auseinander. Da kom-
men die Brauer dahergejagt mit den
Pferden, um nach der Wasserkunst zu
preschen. In langer Kette fliegen die
Ledereimer.

„Wasser! Wasser!“ schreit es. Pras-
selnd stürzen die Sparren nieder, kra-
chend brechen die Balken. Ein Feuer-
sprühregen ergießt sich über die Nach-
barschaft. Und zündet. Über die Dä-
cher der Klausstraße huschen feurige
Räken — und ein Schrei ringt sich am
Flusse auf und läuft durch die Gassen
und Straßen:

„In der Brotscharrenstraße brennt's!“
Und von der andern Seite kommt's zur
gleichen Zeit:

„Zur Hilfe! Zur Hilfe! Die Mönch-
straße geht in Flammen auf!“ Sengend
heißer Odem schlägt den Männern ent-
gegen, die hinunter zur Mönchstraße ha-
sten. Ringsherum brennen alle Häuser.
Es hilft kein Löschen, es hilft kein Ret-
ten! Es rauscht und heult und prasselt.
Unmöglich, in dieser Glut an Löschen zu
denken. Und unablässig schreit von
Sankt Marien die Glocke Kolbergs
große Not hinaus in das Land. Da
fliegt der rote Hahn auf die Kloster-
kirche und das Jungfrauenkloster. Und
immer größer wachsen Glut und Flam-
men, neue Opfer gehen in Flammen auf:
das Holkenhospital, die Häuser des
Diakons, des Stadtmedici, des Phyfici.
Wie Teufel schleichen die Beutemacher
durch Rauch und Flammen und Schwa-
den. Plünderer reißen den Bürgern ihr
Letztes aus den Händen und schleppen es
zur Badstüberstraße, allwo von der
Wasserkunst aus die Soldateska die von
ihnen benohnten Häuser unter Wasser
setzt. Aus rauhen Kehlen erschallt ein
Sauflied. Weiber und Dirnen kreischen
und wiehern. Da kommt ein Stadt-
knecht gelaufen:

„Macht fort! Die Landesbandstraße
brennt!“ Männer schleppen Leitern
zum Seglerhaus. In der breiten Straße
staut sich das Volk. Frauen ringen ver-
zweifelt die Hände. Kinder jammern.
Das Vieh brüllt in den Ställen. Und
oben von Sankt Marien schreit unab-

lässig die Glocke Kolbergs Untergang in das Land. In dumpfer Verzweiflung sehen Kolbergs Bürger ihre Stadt untergehen. Jetzt schlägt die Feuerwelle über dem Siechenhaus zusammen. Gnade Gott dem, des Weine nicht flink, des Arme nicht stark sind. Der Brand läuft die Strafe hinunter. Und es brennt — brennt — brennt! Männer suchen rufend Weib und Kind. Frauen flüchten schreiend vor der betrunkenen Soldateska. Kinder irren jammernd durch rauchende Gassen und suchen nach der Mutter. Kolbergs Bürger haben längst die Hände nutzlos in den Schoß gelegt. Untätig schaut der Feind in den Brand, der die ganze Stadt auffrisht. Und dann breitet die Nacht mitleidig ihr schwarzes Tuch über Blut und Tod. —

Im Ratshauskeller brüllen sie beim Wein, Lieutenants und Kornetts. Mit weit aufgerissenen Augen hockt Anna Dargatz, des Ratskellerwirts Tochter, in einer Ecke, tief in den Schatten gedrückt, bis sie der trunkene Hersbruck erspäht.

„Her zu mir, Weib!“ stößt er heiser hervor. Das Mädchen springt auf, stürzt zur Tür, flüchtet in das Dunkel der Nacht. Verfolgt von dem gierigen Wüstling.

„Malte Gemmelin! Malte!“ schreit die Flüchtende auf in ihrer Herzensangst und jagt am Dome vorüber zum Hause des Stadtältesten Gemmelin, allwo die Masse sich gesammelt hat. Ein Bursche springt vor und fängt die Zusammenbrechende mit den Armen auf. —

„Malte Malte!“

Hersbrucks Degen fliegt aus dem Leder. Schneller ist Malte Gemmelin. Sein Messer bohrt sich dem Lieutenant in die Kehle. Köchelnd bricht er zusammen. Entsetzen packt das Volk.

„Fort! Fort!“ raunen sie Malte Gemmelin zu und drücken sich verstohlen in die Nacht. —

Erstaunt blickt Pastor Jasch in der Sakristei auf. Malte Gemmelin hastet herein. An der Hand zieht er die Jungfrau nach sich.

„Gebt uns zusammen, Herr Pfarrer!

Es preßiert, Hochehrwürden!“ stößt er keuchend hervor. Die Rechte ist rot von Blut. Und Jaschs Lippen sprechen leise, derweil er des halb ohnmächtigen Mädchens Hand in die des Mannes legt: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden!“

Vor Sankt Marien warten die Freunde mit Mantelsack und Zehrmittel. Hinaus zum Steintor flüchten sie eilenden Fußes. Dort harret ihrer das gesattelte Roß, auf welches sich Malte Gemmelin schwingt. Hinauf reißt er sein junges Weib und stößt dem Hengst das Eisen in die Weichen. Fort stürmt er Und am Tor der Stadt rumpeln die Räumtrommeln. —

Ohne sich umzuschauen reitet Malte um sein Leben. Oben auf dem „Hohen Berg“ gönnt er dem keuchenden Tier Ruhe und schaut zurück. Dort geht seine Heimat im Flammenmeer unter. Und Malte reitet — reitet — reitet. Reitet mit dem Liebsten, was er Feuer und Feind entriß, der Fremde, dem neuen Leben entgegen. —

KULTURLEBEN IN POMMERN

Ausgrabungen Wollin 1935

Erster Zwischenbericht der Grabungsleitung
(12. August bis 12. September)

Am Silberberg ist ein Drittel des zunächst auf 300 Meter Länge berechneten Versuchgrabens im Gelände der „Burgwall“-Siedlung erledigt. Der „gewachsene Grund“ wurde durchschnittlich in einer Tiefe von 1 Meter erreicht: da im trockenen Sandboden das Holzwerk der Häuser völlig vergangen ist und überdies der Pflug an verschiedenen Stellen gewisse Abtragungen verursacht hat, sind hier die „Kulturschichten“ natürlich wesentlich dünner als in den ganz anderen Verhältnissen unter der heutigen Stadt und in Niederungslage. Daher mußte die Aushebung des Grabens in 10-cm-Schichten, manchmal sogar in noch feinerer Abtschürfung erfolgen. Die von den Bauten herrührenden Bodenverfärbungen, die Herdstellen, Gruben und Fundeinschlüsse wurden unter Verantwortung des örtlichen Grabungsleiters cand. praehist. Wilde, durch Dr. phil. Asmus, cand. praehist. Kirchner und Kunstmaler Sasse auf fast 100 farbigen Plan- und Schnittzeichnungen maßstäblich genau festgehalten. Aus ihren Einzelheiten ergibt sich ein getreues Bild des Gesamtbefundes, der späterhin noch Anhaltspunkte für etwa wünschenswerte Flächenabdeckungen zur Gewinnung vollständiger Grundrisse liefern wird.

Die jeweilige Tagesausbeute an Tongefäßscherben und sonstigem Fundgut, auf dessen zuverlässige Beobachtung, Einmessung und Vergung alle Mitarbeiter größte Sorgfalt verwenden, wird abends in mehrstündiger Arbeit von Hauswart East Jahgemäß gereinigt. Auch Bodenproben und dergl. werden nötigenfalls aufbewahrt. Die Sichtung, Ordnung und Verpackung des wichtigen Beleg- und Studienstoffes auf Grund der schon im Gelände beigefügten Fundzettel mit Daten und Maßzahlen ist dann das nächste Tagewerk von Oberschullehrer i. R. Blesjinn, dem dabei noch manche schöne Beobachtung und Entdeckung glückt. Die Funde des diesjährigen Grabungsabschnittes füllen bisher 350 meist achtfach untergeteilte Pappschach-

tein. Die Fundmenge ist am Silberberg verhältnismäßig noch größer als im Vorjahre bei den Grabungen auf dem Marktplatz.

Am stadtwärtigen Rand des Silberberghanges gaben tiefe Schachtlöcher für Leitungsmaste einen vorläufigen Einblick in sehr mächtige und verheißungsvolle Kulturschichten. Bei gleicher Gelegenheit konnte festgestellt werden, daß in der Torfstichniederung und jenseits von ihr mit wesentlichen Wohnplatzresten kaum zu rechnen sein dürfte.

Als hervorragend wichtiges Ergebnis des ersten Monats darf schon gebucht werden, daß die am Silberberg vom Versuchsgraben durchschnittenen wendisch-wikingerzeitlichen Besiedelungsniederschläge mit den auf dem Marktplatz ergrabenen älteren Ruinenschichten gleichalterig sind und ihnen auch nach ihrem kulturellen Gepräge durchaus entsprechen. Das gilt von den Eigentümlichkeiten der keramischen Reste ebenso wie von den übrigen Fundeinschlüssen. Ein Zentner Eisenschlacken bei einer Feuerstelle und Bruchstücke der vom Marktplatz her bekannten Gußtiegelchen bezeugen auch hier gewerbliches Leben. Trotz des ungünstig trockenen Sandbodens haben sich Bein- und Hörngeräte in unerwarteter Zahl erhalten. Mehrere Perlen aus Knochen, Glas, Bernstein, Bergkristall, Karneol und Jaspis deuten wiederum auf Wohlstand und Handelsverkehr. Ein thorshammerartiges Eisengebilde und das Bruchstück eines Specksteintopfes mit Eisenattache erhärten in Gemeinschaft mit der zweifellos „wikingerischen“ Flechtbandzeichnung eines Rammes und mit elliichen Merkmalen an Tonware, unter der sich übrigens auch Werkstätten-Besonderheiten herauszuheben scheinen, aufs neue die „nordischen“ Beziehungen unserer Dievenow-Großstadt.

Die freundliche Mitarbeit von Herrn Holz ermöglichte nebenbei die Anlage eines Versuchs-schachtes in der Wieke: er führte durch starke Auffüllmassen jüngerer Zeit zunächst auf eine Uberschwemmungsschicht, unter welcher sich Holzwerk (u. a. ein sechseckiger Pfostenstumpf), Scherben und sonstige Überbleibsel einer Siedlung fanden, deren Alter ebenfalls dem der älteren Markt-

platzruinen entspricht und deren Tonware auch sonst unter der Stadt und am Silberberg vertreten ist. Reste von Erlengesträuch bezeichneten die ursprüngliche Oberfläch e, die wesentlich unter dem heutigen Dievenowspiegel liegt (allerdings nicht so tief wie im vorjährigen Versuchsschacht an der Heiliggeiststraße).

Zur Klärung dieser auffallenden Erscheinung wie überhaupt zur Untersuchung der wichtigen geologischen Fragen im Bereich des Wolliner Forschungsunternehmens hat sich Landesgeologe Dr. von Bülow zur Verfügung gestellt. Es fand bereits eine gründliche Ortsbesichtigung statt, die sich vom Haff bis zum Camminer Bodden erstreckte, und es ist zu hoffen, daß die hierbei schon gewonnenen und demnächst in Wollin noch aufzufindenden weiteren Anhaltspunkte zu haltbaren Schlußfolgerungen führen. An der Besichtigung beteiligte sich auch Staatsarchivdirektor Dr. Diestelkamp, der für die Veibringung und Auswertung archivarischer Quellen über die Dievenow und die beiden anderen Odermündungsströme sorgen wird, um deren Beurteilung als Schiffsfahrtswege zu ermöglichen. Auch sonst sind von dieser Seite topographisch und historisch wichtige Quellennachweise zu erwarten. Ferner hat sich Dr. phil. Reich erboten, die Bestimmung der zahlreichen in Wollin zutage gebrachten Säugetierreste zu betreiben, was uns unmittelbar vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus, aber zugleich allgemein naturkundlich wünschenswert erscheint.

Die hier dankbar anzuerkennende Mitwirkung der genannten Herren dürfte dem Laien erneut zeigen, mit wie verwickelten Forschungszusammenhängen das Wolliner Grabungsunternehmen zu rechnen hat (wie überhaupt jede neuzeitliche Siedelungsgrabung). Um so erfreulicher ist, was uns gleich der erste Monat des diesjährigen Grabungsabschnittes an schon verwertbaren Ergebnissen geliefert hat.

Otto Kunkel.

Als Westdeutscher auf Singfahrt durch Pommern

Für mich als Westdeutscher, der auf den Höhen des Tauerns beheimatet ist, wo man nur Berg und Tal kennt, war es etwas Neues, etwas Anderes, als ich im Zug durch das Pommernland fuhr. Wohl hatte ich von dieser Landschaft gehört, aber einen klaren Begriff konnte ich mir nicht von diesem Stück Vaterland machen. Erst im neuen Staat drang immer stärker der Ruf eines bedrohten mit blutenden Grenzen ausgestatteten Ostens durch. Und so ließ meine Absicht, eine Hochschule zu besuchen, die in ihrer Ausbildung ganz erfüllt ist von nationalsozialistischem Gedankengut, in mir den Entschluß reifen, auch nach dem Osten, also auf die Hochschule für Lehrerbildung in Rauenburg (Pommern) zu gehen.

Der Direktor prägte uns das Wort „Landgebundene nationalsozialistische Hochschule“, d. h. eng mit dem Lande verbunden, sollten wir, die wir die zukünftigen Erzieher unseres Volkes werden sollten, unsere Ausbildung erhalten. Ich möchte nicht darauf zurückkommen, wie dies nun im einzelnen geschieht. Erwähnen will ich nur, daß ich persönlich in ein gutes Verhältnis mit der pommerschen Landbevölkerung kam und an deren eigenem Herd und Feuer ihr Wesen und das Leben kennenlernen durfte. Ich staunte, wie schnell sich die Bevölkerung, viel eher als in meiner Heimat, zu einer wahren Dorf- und Volksgemeinschaft zusammensinden konnte. Die Dorfsingabende, die wir Studenten während unseres Pondaufenthaltes anregten und durchführten, wurden von jung und alt besucht. Alles sang, und man fühlte ein stilles Näherkommen mit der arbeitssamen Bevölkerung. Das Miterleben und Mitempfinden eines hart an der Grenze wohnenden, schwer ringenden Volksteiles, dem man viel zur Aufmunterung geben und dem man viel vom nationalsozialistischen Gedankengut übermitteln konnte, ist für mich ein besonderes Erleben gewesen.

Um so größer war für mich die Freude, als von unserem Musikseminar eine Sing- und Spielfahrt durch Pommern in Aussicht gestellt und durchgeführt wurde. Hatte man doch so die Möglichkeit, das ganze Pommernland kennenzulernen. Dazu kam noch die rubige Gewißheit, daß wir von unserm Spreckelsen, wir nennen ihn so, obwohl er ja schon Professor ist, geleitet wurden. Hatte er uns damals schon für unseren Pondaufenthalt mit gutem und sich bewährendem Rüstzeug versehen, so war es jetzt auch sicher, daß alles „klappte“. Im Mittelpunkt unseres Wirkens stand das Lied, das Lied, wie es aus Volksherzen hervordrängt.

Es stieg der erste Abend in Stolp. Der Saal war gefüllt, und alles, man fühlte es so, war in Erwartung. Was bot diese neue Hochschule, die zum ersten Male ihren Aufgabenkreis vergrößerte und weit über ihre sonstigen Grenzen versuchte, etwas von ihrem Wirken und Arbeiten und von ihrer Volkstumspflege zu zeigen? Es erübrigt sich, den Verlauf eines solchen erfolgreichen Abends zu schildern. Wie schnell hatten wir den Kontakt gefunden, wie schnell das Herz für das Lied gewonnen. Es erfüllte mich mit Freude, wie ich sehen konnte und fühlte, daß wir alle zusammengehörten, alle in dem großen Saale, besetzt bis auf die letzte Reihe, eines Sinnes waren. Ich stellte mir zwei Fragen an diesem Abend: „Hast du das früher von der pommerschen Bevölkerung geglaubt?“ — „Nein!“ — „Ist so etwas so schnell in deiner Heimat möglich?“ — „Ich glaube nicht.“ — Die Freude des Erfolges gab uns allen eine besondere Kraft und mit wahrer Hingabe leisteten wir jeden Abend, acht Tage lang, unsere nicht einfache Aufgabe.

In Stolp, Rößlin und Cammin kam uns die pommersche Seele entgegen. Hier spürte ich den Boden, in dem gesundes Volkstum wurzelt. Ich hatte ein ähnliches Erleben schon gehabt, als wir, im ersten Semester auf Ostpreußenfahrt, im Königsberger Schloßhof mit Tausenden von Menschen in enger Volksverbundenheit standen und gemeinsam Lieder sangen unter Führung unseres Musikprofessors Otto Spreckelsen. Nun sah ich es und merkte es jeden Tag.

Die Ostseebäder Stolpmünde, Kolberg und Swinemünde waren mit vielen Fremden und mit „etwas verwöhnten“ Kurgästen durchsetzt. Unserem Spiel und Sang konnten sie sich nicht verschließen. Sie mußten folgen und mitmachen. Und ebenso fanden wir in Cammin, einem uns bis da unbekanntem Provinzstädtchen, einen herzlichen und freundlichen Empfang. Stettin brachte uns dann das gewaltige Erlebnis mit den 3000 Mitsängern im Schloßhof. Doch darüber will ich nicht erst zu schreiben beginnen. Das Erlebnis dieses Abends war zu groß, um es mit wenigen Zeilen abzutun.

Die Fahrt durch Pommern zeigte mir auch die mannigfachen Reize und Schönheiten dieses Landes. Man mache die Augen auf, ehe man etwas verurteilt, was man noch gar nicht gesehen hat. Ich lernte die See bei Sonnenschein und Sturm kennen, ich stand inmitten gründer Flächen, in weiten einsamen Fichtenwäldern, alles wirkte wie ein Zauber auf mich. Durch meine alte Heimat strömt der internationale Verkehr, rasen Verkehrsomnibusse, aus denen Ferngläser starren, zeigen Papiertüten an Aussichtspunkten das Vorhandensein menschlicher „Zivilisation“; wer aber die Ruhe und Beschaulichkeit, seelische wie körperliche Entspannung braucht, der komme in meine neue Heimat. Das Volk ist wie das Land. Ich habe es kennengelernt auf dieser Fahrt, die unter Leitung von Professor Spreckelsen uns an die richtigen Quellen des Volkstums führte, und ich freue mich, für einen Teil des Vaterlandes, der seine Wesenheit echt und unverfälscht bewahrte, eintreten zu können.

Erich Mehl.

Stettiner Stadttheater

Am Stettiner Stadttheater hat unter der neuen Leitung von Generalintendant Pg Peter Hoenselaers die Spielzeit 1935/36 voll eingeleitet. Ein Blick auf den Spielplan des Monats Oktober mag erweisen, daß seine Zusammensetzung das Ergebnis einer sorgfältigen Auswahl ist, die alle berechtigten Wünsche zu erfüllen sucht.

Die Oper bringt die ersten Wiederholungen des Bühnenfestspiels „Der Ring des Nibelungen“ von Richard Wag-

ner. Beide Werke, „Das Rheingold“ und „Die Walküre“ sind in wohlloorbereiteten, festlichen Aufführungen besonders geeignet, die dramatische Gewalt der Tonsprache des unsterblichen Bayreuther Meisters erleben zu lassen. Das leichte Gegengewicht bildet Albert Forzings volkstümlichere romantische Zauberoper „Undine“, die der Komponist selbst für seine beste Schöpfung hielt. Sie erfüllt die alte Sehnsucht des Theaters nach dem bunten Schein und bildet, ein Balsam für das Gemüt, wieder einen Schritt zum echten Volksstück. Mit der Uraufführung des musikalischen Lustspiels „Die unvollkommene Ehe“ läßt sich das Stettiner Stadttheater aber auch die Pflege jener leichten Zwischengattung angelegen sein, die sich als willkommene Ergänzung zur großen Oper und zur Spieloper immer großer Beliebtheit erfreut, die aber im vergangenen Jahrzehnt sehr vernachlässigt wurde. Die Musik und das Textbuch stammen von dem in Stettin seit langen Jahren bekannten und geschätzten Kapellmeister Albrecht Nehring. Seit zwölf Jahren hier nicht mehr gesehen, hat „Die Geisha“, von Sidney Jons, in neuer exotisch-farbenprächtiger Ausstattung wieder ihre ungewöhnliche Zugkraft auf die Probe gestellt. Ihre vielen reizvollen Songs und Duette, die schon seit Jahrzehnten ihren Ruhm begründeten, gehören zum klassischen Operettengut.

Das Schauspiel bringt vor allem ein modernes und ein klassisches Drama. „Prinz von Preußen“, von Hans Schwarz, läßt an einem historischen Stoff die lebendige Beziehung zum Ringen unserer Tage spüren. Dieses wohl meistgespielte Stück des Jahres formt das eng mit der Geschichte Preußens verknüpfte Schicksal des leidenschaftlichen Hohenzollernprinzen Louis Ferdinand, der bis zu seinem Soldatentode der heißblütige Führer des Widerstandes gegen Napoleon war. Die Neueinstudierung von Schillers „Jungfrau von Orleans“ wird die höchste künstlerische Anspannung erfordern, um die dramatische Reizkraft dieses Werkes voll zur Geltung zu bringen. — Wer ein frisches Lustspiel liebt, kommt bei „Christa — ich erwarte Dich!“ auf seine Rechnung. Die alten Theaterkenner Alfred Möller und Hans Lorenz haben diesmal die Rivalität zwischen Stadt und Land zum Thema eines überaus erheiterten Konfliktes gemacht.

Stadttheater in Stolp

Der als Schriftsteller, Bühnenleiter und Schauspieler nicht unbekannt Fritz Ebers wurde zum Intendanten des Stadttheaters Stolp berufen. Aus einer pommerschen Beamtenfamilie stammend — sein Großvater war zweiter Bürgermeister in Stettin und sein Vater Regierungskommissar der damaligen kgl. Spezialkommission in Kolberg — widmete sich Ebers nach Absolvierung des Gymnasiums seiner Heimatstadt dem Buchhändlerberufe und „ließ“ nach Beendigung seiner Lehrzeit zum Theater. Von einer kleinen mecklenburgischen Wanderschmiede über Slogau, Hirschberg, Eiegitz, Weimar, Düsseldorf ging sein Weg nach Berlin, wo er als Bonvidant und auch als Operettenbuffo an den besten Theatern der Hauptstadt in zum Teil leitenden Stellungen tätig war.

Vor allem steht er im Kampfe um die Erneuerung des deutschen Theaters mit an erster Stelle. Während seiner mehrjährigen Tätigkeit in der Schriftleitung der „Deutschen Zeitung“ hat er sich in zahllosen Aufsätzen über Theater und andere kulturelle Belange sowie in seinen zuerst in der Zeitung erschienenen Romanen zu den Forderungen des Dritten Reiches bekannt. Die „Morgenpost“ verhöhnte ihn schon 1924 als den „Hakenkreuz-Regisseur“.

Der Joeben von unserem neuen Intendanten herausgegebene Spielplan (den wir an anderer Stelle veröffentlichten) beweist, daß er seinen alten Ideen treu blieb und dem Theater geben wird, was des Theaters ist, ohne in das Fahrwasser literarischer oder gar kulturpolitischer Versuche zu verfallen. Das Stichwort „Kraft durch Freude“ soll hier von der symbolischen zur tatsächlichen Bedeutung des Theaters herabsteigen.

„Pommern in aller Welt“

Lieber Leser!

Du freust dich gewiß jeden Monat aufs neue, wenn wieder ein Heft des „Vollwerk“ erschienen ist mit seinen anregenden und abwechslungsreichen Berichten, Erzählungen und Bildern. Immer wieder erfährst du etwas von Dingen, die dir bisher fremd waren, siehst du Bilder aus Gegenden, die du nicht besucht hast. So bringt jedes Heft ein Stück Wissenswertes in dein Leben und weitet und vertieft dein Verständnis für alles Geschehen in der engeren Heimat.

Aber was geschieht mit der Zeitschrift, wenn du sie durchgelesen hast? Nun, du legst sie wahrscheinlich fein säuberlich auf einen Stapel und damit ist es gut. Oder ist dir doch manchmal der Gedanke gekommen: Schade, daß dies Heft jetzt so nutzlos daliegt und andere würden sich vielleicht noch daran freuen? Es gibt viele dieser „Anderen“ und sie warten in allen Teilen der Erde sehnsüchtig auf einen Bericht und ein Bild aus der Heimat: es sind deine ausgewanderten Landsleute, Pommern in aller Welt, von denen du in einigen Nummern des „Vollwerk“ gelesen haben wirst. Willst du hören, was sie schreiben?

Carl Sch., Blumenau (14. 8. 1935).

„Da wir hier recht wenig über die Vorgänge auf dem Gebiete der Weltanschauung und Religion orientiert sind, würde es mich freuen, wenn Sie mir gelegentlich Zeitschriften beilegen könnten, die dieses Gebiet behandeln. Wir würden ja gerne solche Zeitungen abonnieren, sind aber infolge der katastrophalen Kursverhältnisse und der schwierigen Devisenbeschaffung nicht dazu in der Lage. Ich würde das mir überlassene Material gerne meinem großen Bekanntenkreise in der Kolonie zugänglich machen.“

Siegfried W., Ponta Grossa (13. 7. 1935).

„Mit Freude habe ich erfahren, daß Pommern seiner im Ausland lebenden Volkskinder gedenkt. Und bitte, wenn es möglich ist, mir irgend etwas an Zeitschriften zu senden, etwas von der alten Heimat Pommernland! Hier ist es infolge unserer Landeswährung, welche vollkommen entwertet ist, unmöglich, ein deutsches Buch zu kaufen, da die Mark sehr hoch ist. An eine Zeitschrift kann man schon gar nicht denken, denn man muß auch der Familie gerecht werden, und bei diesen traurigen Verhältnissen hier, ist es schon eine Kunst, fünf Köpfe am Tisch zu versorgen.“

Gertrud R., Neu-Württemberg (1. 7. 1935).

„Wir wanderten am 13. 10. 1927 nach dem warmen Brasilien aus, es erfüllt uns mit einem gewissen Stolz und einer reinen Freude, daß unsere alte Stammesheimat sich unser erinnert. Wir nehmen regen Anteil an die Ereignisse erzählen lassen und denen es eine große Freude ist, Stettiner Zeitungen lesen zu dürfen; auch mein Vater, ein alter Pommern, freut sich sehr darauf, er spricht noch heute sein Pommern-Platt.“

Helmuth S., General Osorio (10. 7. 1935).

„Wenn es Ihrem Verbands nun möglich wäre, mir zeitweise gelesene Zeitungen und landwirtschaftliche Zeitschriften aus der engeren Heimat meiner Vorfahren zuzusenden, so würden Sie mich zu besonderem Dank verpflichten.“

Wollen wir da nicht versuchen, diese Bitten zu erfüllen? Es ist eine geringe Mühe, einmal im Monat das „Vollwerk“-Heft zusammenzurollen und abzuschicken, und doch kann jeder damit nicht nur Freude machen, sondern eine wichtige volkspolitische Aufgabe erfüllen: das Deutschtum in der Welt zu stärken und unseren Landsleuten aufs neue mit der alten Heimat zu verbinden, die Ideenwelt des Führers dem fernsten Volksgenossen nah zu bringen und ihm Waffen in die Hand zu geben zum Kampf gegen die jüdische und marxistische Greuelpropaganda.

Anschriften von ausgewanderten Pommern oder deren Nachkommen sind zu erhalten durch den Volksbund für das Deutschtum im Ausland, Landesverband Pommern, Stettin, Falkenwalder Straße 148.

Die Fischer von Jarsholm

Roman von WALDEMAR AUGUSTINY



(4. Fortsetzung)

Im Saal erhoben sich Räusperrn und Murmeln, Fluchen und Grollen, es gab Lärm, aber da tönte wieder Hein Dicks ruhiges, volles Organ, und sogleich ward es still. „Warum, Nielsen, frage ich dich hier vor den Leuten, willst du nicht mit der Genossenschaft Jarsholm verhandeln?“

Nielsen schloß einen Augenblick die Augen, die Muskeln um seinen Mund spannten sich. Dann sprach er. Er sprach klar, überlegt, seine Augenbrauen schoben sich zu einer Linie zusammen. „Weil es die Genossenschaft nicht mehr gibt“, sagte Niels. „Es gibt sie auf dem Papier und in den Gehirnen der Altermänner, aber sie lebt nicht mehr und wird eines Tages begraben werden müssen. Warum muß sie begraben werden? Weil sie ein veralteter Apparat ist. Als der Motor aufkam, haben die Fischer ihre Segelboote verkauft und sich Motorboote angeschafft. Das verlangte die Zeit. Genau so geht es mit der Genossenschaft. Es gibt sie schon heute nicht mehr. Sie befindet sich bereits in den Händen der Kommissionäre. Wer steht auf und leugnet, daß es so ist?“

Nielsen machte eine Pause und blickte mit kalter Stut in den Saal.

„Niemand steht auf. Darum sage ich, muß der Fischer den Verkauf selbst in die Hand nehmen, ohne die Genossenschaft. Er muß sich vom Kommissionär befreien und muß seinen Fang direkt an die Kaufleute in der Stadt liefern. Das kann die Genossenschaft nicht, weil sie beim Kommissionär in der Kreide sitzt und weil sie überhaupt zu schwerfällig ist. Das kann nur ein einzelner, der Fischer ist und der außerdem zeitgemäß denken und rechnen kann. Ich habe diesen Weg beschritten. Ich habe diesen und jenen aufgefördert, mitzumachen. Einige waren so vernünftig. Die anderen meinten, es müßte auch so besser werden, bis gestern. Seit gestern wissen alle, es kann nicht besser werden. Die Genossenschaft kann nicht einmal einen Anlegeplatz beschaffen.“

Hein Dick läutete mit seiner Glocke, dann erhob er sich. Er fühlte sich überrumpelt. Daß Nielsen mit einem so scharfen Angriff beginnen würde, darauf war er nicht gefaßt gewesen. Er läutete noch einmal, obwohl es im Saal völlig ruhig war, aber er brauchte Zeit, um seine Gedanken zu ordnen.

„Du bist von der Genossenschaft geladen worden, um mit ihr zu verhandeln, Niels Nielsen. Wir sind der Meinung, daß wir zu einer Einigung mit dir kommen müssen. Es verwundert mich, ich muß es als Altermann dir sagen, daß du gleich mit einem Angriff auf die Genossenschaft kommst. Wenn du aber meinst, uns angreifen zu müssen, so tu es nicht mit falschen Gründen. Es ist nicht richtig, was du sagst. Wir haben das Geld für die Brücke. Was wir brauchen, ist nur ein Anlegeplatz für die Zeit, bis die Brücke fertig ist. Und nur darüber zu verhandeln, sind wir zusammengekommen.“

„Die Genossenschaft wird eine Brücke bauen“, fuhr Nielsen fort. „Wozu will sie die Brücke bauen? Es geht mich nichts an, könnt ihr sagen. Sie hat vielleicht Geld geschenkt bekommen, vielleicht wird sie Geld leihen, es geht mich nichts an. Gut. Es geht mich auch nichts an,

woher sie die Zinsen nimmt. Aber soviel weiß ich, aus eigener Kraft kann sie das Geld nicht beschaffen. Weil sie nämlich Schulden hat. Die Genossenschaft sitzt beim Kommissionär in der Kreide, und der Fischer bei der Genossenschaft. Es ist rott, alles, inwendig und nach außen. Einige haben es bereits eingesehen, die sind zu mir gekommen. Heute sehen es vielleicht die meisten ein: so geht es nicht weiter. Darum sage ich euch, schließt euch mir an. Darum fordere ich euch auf, macht Schluß mit der Genossenschaft. Liquidation!“

Jetzt erhob sich ein Lärm, daß Hein Dick die Glocke eine ganze Weile läuten mußte. Man merkte es an den Zurufen, daß Jakobs Mühe nicht umsonst gewesen war. Aber es waren auch andere Stimmen zu hören. Hier und da rief einer, man wollte hören, was Nielsen für ein Angebot zu machen hätte. Die Rufe brandeten gegeneinander, und Hein Dicks Glocke läutete wie der Notruf eines strandenden Schiffes.

Endlich, als Hein Dick aufstand und mit dem Arm anzeigte, daß er reden wollte, legte sich der Lärm. Hein Dick hatte seine Ruhe wieder. Mit seiner alten Zuversicht und Heiterkeit schaute er in die Versammlung, dann sagte er: „Es ist üblich unter uns Fischern, Niels Nielsen, daß jeder nach seinem Schnabel reden kann. Du bist von der Genossenschaft zur Verhandlung gebeten, und du fängst damit an, die Liquidation der Genossenschaft zu fordern. Ich kann das nicht in Ordnung finden, aber wie du meinst. Du sollst hier bei uns reden können, wie und was du willst. Du forderst zum Austritt aus der Genossenschaft auf. Magst du tun. Du wirst deine Gründe dafür anführen, du wirst auch den Leuten beweisen müssen, daß sie es besser haben, wenn sie deinen Ratschlägen folgen. Zu allem gebe ich dir Redefreiheit. Aber vorher frage ich dich, Niels Nielsen, wenn du nicht durchdringst, wenn also die Genossenschaft zusammenhält, willst du dann ehrlich und gutwillig mit uns verhandeln?“

Nielsen nickte, er nickte heftig und wünschte nur, daß er jetzt anfangen könnte, die Fischer zu überzeugen.

„Du weißt, was wir leisten können, Niels Nielsen. 500 Mark Pachtzins für den Monat, wie du selbst vorgeschlagen hast. Bist du bereit, über diese Pacht auf drei Monate abzuschließen? Ich meine, wenn die Genossenschaft bestehen bleibt?“

„Ich will“, antwortete Nielsen und holte Atem, um sich endlich zu entwickeln, da begann Hein Dick schon wieder. „Jarsholmer Fischer“ — Hein Dicks Augen lachten, denn jetzt, meinte er, hatte er den schlauen Niels gefangen — „Kollegen, Nielsen hat eine Frage gestellt, die hier eigentlich nicht hingehört. Er fragt, ob die Genossenschaft bestehen soll oder nicht. Wir wollen ihm den Gefallen tun, diese Frage in aller Öffentlichkeit zu erledigen. Nach der Sitzung löst sich die Genossenschaft auf, wenn die Hälfte der Genossen dafür ist. Ich bitte also die Genossen, den Arm zu heben, wer für Auflösung ist.“

Es erhob sich nicht ein Arm. Es blieb auch eine Weile ganz ruhig. Dann rief jemand: „Nielsen soll sagen, wie er sich das denkt mit seiner Methode.“ — „Wir wollen wissen, wie wir bei ihm auf unsere Rechnung kommen.“ „Soll er

sagen“, brüllten andere. Verschiedene Arme reckten sich hoch zum Zeichen, daß Nielsen Sprechen sollte.

Hein Dick begann zu fürchten, sein Gegenangriff war zu früh geschehen. Noch hatte Nielsen sich nicht ausgegeben. Aber immerhin, er kannte seine Leute. Kopfnickend zählte er die Arme, die über den Köpfen schaukelten. Es waren nicht viele, es waren auch die besten Leute nicht, die sich meldeten, nie und nimmer würde Nielsen durchdringen.

„Ich stelle fest“, fuhr er fort, „daß keiner, der heute zur Genossenschaft gehört, die Auflösung will. Einige wollen Näheres von Nielsen wissen, Nielsen wird ihnen antworten. Aber auch diese Leute sind weniger als ein Viertel der Genossenschaft, es sind ganze elf Stück. Damit ist erwiesen, daß die Genossenschaft bestehen wird, und ich kann jetzt als Ältermann an Nielsen die Frage richten, ob er nunmehr verhandeln will, wie er zugesagt hat. Vorher aber mag er, wenn er will, den Leuten, die darum gefragt haben, von seinen Methoden berichten.“

Nielsen hatte die ganze Zeit unbeweglich gestanden. Er war auch im Innern unerschüttert. Hein Dick hatte ihm zuvorkommen wollen. Er hatte sein Pulver verschossen, bevor er, Nielsen, richtig zum Schuß gekommen war. Er dagegen hatte noch kaum angefangen, und schon zeigte sich ein Erfolg, elf Mann waren immerhin nachdenklich geworden.

„Ich habe gesagt, die Genossenschaft ist ein totes Instrument. Weil sie mit längst überlebten Methoden arbeitet. Weil sie mit ihrer Methode es nicht fertig bringt, den Fischern den Ertrag ihrer Arbeit zukommen zu lassen. Ihr wißt ja alle Bescheid. Wenn es hochkommt, zahlt man euch 5 oder 6 Pfennig für das Pfund. Aber gleich hinter der Markthalle, am Fischstand, wird der Dorsch für 40 Pfennig verkauft. Wo bleiben die 35 Pfennig? Nicht wahr, die würden uns doch auch gut tun, und wenn es nicht 35, wenn es auch nur 25 Pfennig sind, die könnten wir gerade gebrauchen, um ohne Schulden und ohne Sorgen zu leben. Wo aber bleibt das ganze Geld? Die Fische gehen durch die Hand des Kommissionärs. Er tut nicht viel an den Fischen; er bekommt sie gefangen, geschlachtet, ausgenommen und sortiert und gibt sie nur weiter an die Händler. Die ganze Arbeit tut der Fischer. Aber der Kommissionär, bloß für das Weitergeben, behält seine 20 Pfennige. Dafür sieht er ja auch ganz gut aus, rosig und frisch und ausgeschlafen, er hat keinen Rheumatismus, er hat seine gute Butter auf Brot, er steht nichts aus, der Kommissionär. Und ihr — ich hab mir das lange genug mit angesehen, wenn so ein alter Fischer dem Kommissionär gegenübersteht, mit seinem ausgegammelten Gesicht, krumm von Sicht, die Stirn voller Sorgen, müde von all den Nächten, die er gefahren hat. Ich habe mir das gut mit angesehen und habe mir gesagt: nein, das gibt es nicht für immer. Damit muß einmal Schluß gemacht werden.“

Nielsen legte wieder eine Pause ein, und diesmal erhob sich kein Lärm. Der und der legte die Finger an die Stirn, von den Jungen begannen einige sich laut zu unterhalten. „Hab' ich nicht gesagt“, rief Peter Mohr, und sofort drehte

ein ganzer Kreis seinen Kopf nach ihm hin, „Nielsen, der trifft den Punkt, auf den es ankommt. Den sehen nämlich die alten Säcke nicht. Und wenn sie ihn sehen, so tun sie nichts dagegen. Ich will nicht behaupten, daß wir aus der Genossenschaft austreten sollen, aber so ist es: Nielsen weiß, worauf es ankommt.“

Nielsen kreuzte die Arme vor dem Leib und schaute ruhig in den Saal. Er war seiner Sache sicher. Wenn jetzt Hein Dick noch einmal abstimmen würde, so würden sich mehr als zehn Arme erheben.

Auch Hein Dick erkannte, seine Lage hatte sich verschlechtert. Nielsen brachte zwar keine anderen Dinge vor als solche, die längst bekannt waren. Und das Neue, das, worauf es ankam, sollte ja erst kommen. Nielsen sollte ja erst sagen, wie er es besser machen konnte. Immerhin, das mußte sich auch Hein Dick gestehen: die Waage stieg zugunsten des schwarzen Niels.

„Wie kommen wir an die 20 Pfennig heran, die wir brauchen und die man uns vorenthält? Darum geht es, Kollegen. Indem wir ganz andere Wege einschlagen, um unseren Fang abzusetzen. Wir müssen ohne den Kommissionär verkaufen. Ich wette, er hat in der ganzen Zeit soviel Fett angeammelt, daß er davon bis an sein Lebensende zehren kann. Aber nachwachsen soll keiner, schlage ich vor. Wir brauchen in Zukunft keinen Kommissionär, wir müssen direkt verkaufen. Ich habe für mich Verbindungen angeknüpft, ich setze, das wißt ihr, meinen Fang schon lange direkt ab. Und ich steh' mich nicht schlecht dabei, das wißt ihr auch. Ich kann meine Sachen bar bezahlen, und ich habe noch eine hübsche Summe übergehabt. Seit einigen Tagen arbeite ich mit einigen Kollegen zusammen. Ich werde auch deren Fang mit los. Ich habe neue Verbindungen angeknüpft, ich könnte das Zehnfache loswerden. Je mehr mit mir zusammenarbeiten, um so besser. Wir müssen so stark werden, daß wir Autos kaufen und bis ins kleinste Dorf der Provinz fahren können. Dann wird es uns gut gehen. Dann kommen wir endlich an die 20 Pfennig heran, die uns fehlen. Darum sage ich: los von den alten Methoden, los von der Genossenschaft. Wer sich mir anschließt, dem garantiere ich, er wird nicht nur Öl und Gerät bezahlen können, er wird auch mit seiner Familie anständig leben können.“

Jetzt rührte sich überhaupt nichts mehr im Saal. Anständig leben — ja, das war es. Nielsen hatte ein Angebot gemacht, wie es die Genossenschaft, das war erwiesen, nicht erfüllen konnte. Anständig leben — das war, was jeder ersehnte. Und wie sah es jetzt aus, wie ging es den Mitgliedern der Genossenschaft? Ach, es war nicht davon zu reden. Man schämte sich, davon anzufangen. Jeder verbarg, so gut es ging, vor dem Nachbarn, was ihm die Glocke geschlagen hatte. Wahrheit war, daß der Hunger auf jedem zweiten Dach jaß. Jeder mußte das vom anderen, obwohl nie davon die Rede war.

Die Waagschale für Nielsen stieg und stieg, das erkannte keiner besser als Hein Dick. Er mußte, nun war es an der Zeit einzugreifen, damit die Trugbilder nicht in die Seelen

WIR SCHAFFEN DEVISEN

Wir exportieren deutschen Versicherungsschutz ins Ausland und schaffen so dem Vaterland Devisen, ohne heimische Rohstoffe auszuführen. Unser Geschäft kennt keine Bezirke und keine Grenzen. Freier Wettbewerb bedingt billigsten Versicherungsschutz.

DIE DEUTSCHE

PRIVATVERSICHERUNG

der Fische eindringen und sie vergifteten. Nichts anderes als Trugbilder war, was Nielsen da entwickelte. War sein Weg erprobt? Da lag der Hase im Pfeffer. Nielsens Weg war eine Falle. Wie konnte man sie aufdecken? Es mußte geschehen, sogleich, denn es war nicht zu sagen, ob bei so schönen Versprechungen nicht doch eine Reihe von Leuten abfiel. Die Rechnung ging nicht auf, die Nielsen aufgetischt hatte. Wer garantierte zum Beispiel, daß Nielsen den gesamten Fang von Jarsholm absetzte? Durfte man, was man gewiß hatte, tauschen gegen Ungewisses? Das mußte gesagt werden, aber die Gedanken jagten sich in Hein Dick, ein so sprachgewaltiger Mann war er auch nicht, daß er auf den Kopf eine so inhaltreiche Rede nach allen Richtungen widerlegen konnte. Aber er mußte reden, jetzt im Augenblick mußte er aufstehen und sprechen, denn schon war es zu spüren: Nielsens Worte gingen um. Der und jener neigte sich zu seinem Nachbarn. Es war nicht zu hören, was da getuschelt wurde, aber soviel war zu merken: Nielsens Worte fielen auf breitem Boden. Also mußte er aufstehen...

Eine Erlösung war es, als Jakob Möller den Arm hob und zu erkennen gab, daß er das Wort wünschte. Gott sei Dank, daß Jakob Möller sich meldete. Hein Dick schwang sogleich die Glocke und verkündete mit neuer Hoffnung, Jakob Möller wolle zur Versammlung sprechen.

Jakob Möller stieg zum Vorstandstisch hinan und stellte sich an die Ecke, so daß er mit einer Wendung seines Körpers sowohl Nielsen als auch die Versammlung der Fische ins Auge fassen konnte. Auch Nielsen nämlich wollte er anblicken können, denn das, was er zu sagen vorhatte, richtete sich nicht nur an die Fische, sondern auch an ihn.

Jakob Möller stand am Tisch. Von seinem Gesicht ging ein Leuchten aus, so sicher fühlte er sich seiner Sache, so fest vertraute er auf den Sieg. Er wußte, was in diesem Augenblick zu sagen war.

Hein Dick war nicht der einzige, über den eine Entspannung kam. Auch die Fische fanden es gut, daß ein Mann sprach, der sich in der Welt den Wind um die Nase hatte wehen lassen, der es drüben zu was gebracht hatte und der es gut meinte mit seinem Heimatdorf, denn das hatte man wohl gefühlt in diesen Tagen. Man war begierig zu hören, was Jakob dem schwarzen Niels zu antworten hatte. Alles reckte sich, und wer schwerhörig war, bog die Ohrlappen nach vorn, bis hinten an die Saalwand hörte man Stühle schurren, und selbst Antje, die still und wie ein scheuer Vogel neben der Tür gesessen hatte, huschte einige Reihen nach vorn, auf einen leeren Stuhl. Was die Männer bisher unter sich abgemacht hatten, war Männersache gewesen. Aber was nun kam, Jakobs Worte, meinte sie, gingen sie mehr an als alle anderen.

„Vandsleute und Kollegen“, begann Jakob Möller, „seit wenigen Tagen bin ich erst wieder da. Möller Lois, der mir in meiner Jugend ein Vater war, hat mich mit beiden Armen aufgenommen, und Hein Dick überlegte sich nicht lange, ob er mich in die Genossenschaft aufnehmen sollte. Er hat mir sogar sein Vertrauen geschenkt, er hat mich eingeweiht in alles, was Jarsholm bedrückt, und wir haben, als die Brücke zusammengekracht war, lange beraten, was zu tun ist. Darum meine ich, darf ich jetzt zu euch sprechen, wenn ich auch die letzten 20 Jahre nicht mit euch durchgemacht habe. Als ich wegging, schien mir Jarsholm eine glückliche Insel zu sein, auf der nichts zu wünschen übrigbliebe. Nun, als ich wiederkam, da fiel ich, wie man so sagt, aus den Wolken. Das hatte ich nicht geglaubt, daß die Dinge hier so stehen. Da habe ich denn überall herumgehört, bei Alten und Jungen, und habe mir meine Meinung gebildet, und das war ja nicht schwer, denn eigentlich waren sich alle über die Gründe der Not einig. Ich muß nun sagen. Niels Nielsen konnte die Lage nicht besser beschreiben, er hat recht, in dem, was er über die Gründe unserer Not sagt.“

„Nanu?“ tönte vom Saal herauf. Alles horchte auf, und selbst Hein Dick machte verwunderte Augen. Nielsen drehte den Kopf nach Jakob, und zum erstenmal nach ihrem Zusammentreffen auf der Brücke schauten die beiden Männer sich wieder an. Nielsens Augen sagten: Red nur, du stellst mir eine Falle, aber dich kriege ich doch noch zu Boden. Aus

Jakobs Auge aber schoß ein warmer Lichtstrahl. Ich würde dir meine Hand geben, wenn du sie willst, dachte er. Aber wenn wir vielleicht keine Freunde werden können, so möchte ich dich soweit kriegen, daß wir noch einmal am selben Strick ziehen.

„Nielsen hat recht, aber ich frage: ist der Weg, den Nielsen vorschlägt, der richtige? Das, Kollegen, gibt es zu bedenken, und ich möchte auch Nielsen bitten, darüber nachzudenken. Ist sein Weg der richtige für uns alle, für die Fische in Jarsholm? Ich bin ganz anderer Meinung und glaube, die meisten von euch sind es auch.“

Gott sei Dank, dachte Hein Dick, jetzt schmeißt er das Ruder herum, jetzt kriegt er den richtigen Kurs. Jetzt geht er aufs Ganze, dachten die Fische.

„Nielsen hat bewiesen, daß er für seine Person auf dem richtigen Weg ist. Das muß man ihm zugeben. Er ist vorangekommen, mit euch aber ist es wohl ohne Ausnahme zurückgegangen. Nielsen glaubt, daß er sein Geschäft ausdehnen kann. Ich kann das nicht übersehen, halte es aber für möglich. Nielsen möchte die Jarsholmer Genossenschaft auflösen lassen und euch alle zu sich herüberziehen.“

„Will ich ja gar nicht“, rief Nielsen, trat aber sogleich einen Schritt zurück und schob die Schultern hoch. Verdammst, daß dieses Wort heraus war. Damit hatte er dem Feind seinen schwachen Punkt gezeigt.

„Nielsen will nicht alle zu sich herübernehmen, und ich will euch sagen, warum er das nicht will. Er kann es nicht. Vielleicht, daß er noch weiteren Absatz schafft, für vielleicht sechs oder acht oder zehn Kollegen. Für mehr aber, für alle Jarsholmer Absatz und Brot schaffen, das kann er nicht.“

Nielsen war bleich geworden. Also hatte der Feind seine Blöße erkannt und vor aller Augen aufgedeckt. Jakob, sein Feind! Jakob, der Schatten, der über seinem ganzen Leben gelegen hatte. Die Wut raubte Nielsen die Besinnung.

„Kann die Genossenschaft alle richtig ernähren?“ schrie Nielsen. „Nein, keinen einzigen ernährt sie, wie es sein sollte. Ich kann auch nicht allen Jarsholmern Brot und Auskommen garantieren, das gebe ich offen zu. Aber einem Teil, einer Auswahl, dem größten Teil von euch, verspreche ich in die Hand, daß es euch besser gehen wird als jetzt.“

„Und die andern?“ fragte Jakob Möller ohne alle Schärfe im Ton.

„Die übrigen, die paar, die übrigbleiben, ja, das kann ich auch nicht sagen. Für die ist nicht viel zu machen, gebe ich offen zu. Die übrigen müssen das Fischen aufgeben. Es gibt nichts anderes. Traurig, sicher, aber anderen Berufen geht es nicht besser. Ein Teil muß verschwinden, dann wird der größere Teil besser leben. Ein Teil, da kann ich auch nicht für, muß sein Boot verkaufen und...“

Da brach es los. Die meisten Fische waren aufgestanden und reckten ihre Fäuste gegen den Vorstandstisch. Hein Dick läutete die Glocke, aber es half nichts. Immer wilder wurden die Rufe. Manches konnte man den Jarsholmern vorsetzen. Man konnte ihnen Entbehrung zumuten, sie Hunger fühlen lassen, was ein ordentlicher Fische war, ertrug vieles, er hatte es bewiesen. Aber ihm sagen, er sollte sein Boot verkaufen, er sollte das Fischen sein lassen, das hieß soviel, nein, es war überhaupt nicht auszudenken. Es war eine Eingebung des Teufels.

Aber Nielsen gab seine Sache keineswegs auf. Mitten im Toben stand er aufrecht, unbeweglich, mit einem Blick voller Berachtung. Mochten sie brüllen, ihm konnten sie nichts anhaben. Mochten sie ihn beschimpfen, als Narren, als Schuft, wie sie wollten, er glaubte an den Tag, da würden sie einsehen, daß sie mit der Genossenschaft vor die Hunde kamen. Heute verspotteten sie ihn. Mochten sie. Einige Anhänger hatte er neu gewonnen. Waren es auch keine elf mehr, der und der würde sicher morgen früh bei ihm anklopfen. Sie genügten, und es war sicher gut, daß sie im Augenblick nicht in Scharen überliefen. Nur sollte niemand denken, daß er sich geschlagen fühlte. „Kollegen“, rief er noch einmal mit heiferer Stimme, aber er drang nicht durch.

„Kollegen...“

Hein Dick schwang mit beiden Fäusten die Glocke, sie bellte wie Feueralarm, aber der Sturm legte sich nicht. Erst

als er selber aufstand und den Arm hob, begann das Tosen abzuschwellen.

„Ihr habt nun gehört, Jarsholmer, was Niels euch zu bieten hat. Jakob Möller hat euch gezeigt, wie die Sache von der anderen Seite aussieht. Ihr könnt nun wählen. Wollt ihr mit Nielsen arbeiten oder bei der Genossenschaft bleiben? Ihr könnt euch entscheiden. Arm hoch, wer aus der Genossenschaft austreten will.“ Kein Arm war zu sehen. Hein Dick fragte noch einmal und warf dabei einen dankbaren Blick zu Jakob Möller. Wieder meldete sich keiner. Jeder dachte an Jakob Möllers Worte und freute sich, daß er zu Besonnenheit und Vernunft gerufen hatte. Man lobte Jakob Möller in der Stille, und es freute sich sogar Antje, Nielsens Frau, über Jakobs Sieg, und die Neue, die sie darüber empfand, konnte die Freude nur lächeln.

„Die Genossenschaft, das siehst du, Nielsen, mit leibhaften Augen, steht da wie je als Vertretung der Jarsholmer Fischer. Ich frage dich nun, willst du mit der Genossenschaft zu billigen Bedingungen verhandeln, so wie du es hier vor der Öffentlichkeit versprochen hast?“

Nielsen biß die Zähne zusammen. Er fühlte sich nicht geschlagen. Er hatte in Wahrheit nichts verloren, im Gegenteil, einige Fischer, die jetzt nichts zu sagen wagten, würden bestimmt morgen früh in aller Heimlichkeit zu ihm stoßen. Er hatte, bei Nicht gesehen, nur gewonnen in dieser Versammlung. Außerdem war ihm der Pachtzins sicher, es war keine Kleinigkeit. Aber, daß es so ausah, als wäre er unterlegen, als wäre er von Jakob Möller besiegt, das fühlte er wie kaltes Eisen in der Brust.

„Ich will verhandeln.“

„Gut“, sagte Hein Dick und fühlte sich erleichtert, daß er endlich über manche gefährliche Untiefe sein Schiff in den Hafen gekriegt hatte, „gut“, sagte er. Aber da hob Jakob Möller noch einmal den Arm. Er war an der Ecke des Vorstandstisches stehen geblieben, und es sah so aus, als hätte er noch nicht alles von seinem Herzen heruntergesprochen. Was wollte er jetzt noch, wo alles Schlag auf Schlag erledigt werden mußte? „Jakob Möller?“, fragte Hein Dick und warf einen ärgerlichen Blick zur Seite.

„Es ist gut, daß wir soweit sind, Kollegen“, sagte Jakob Möller. „Die Genossenschaft hat gezeigt, daß sie wie Muscheln zusammenhält. Es ist gut, daß wir nunmehr zur Verhandlung kommen, aber ich meine, daß ist nicht alles, was wir heute erreichen müssen. Noch ist die Gemeinschaft nicht vollständig und darum, meine ich, müssen wir zusammen kämpfen. Noch steht einer draußen, und er steht nicht allein, es ist schon eine Gruppe.“

Hein Dick schüttelte den Kopf darüber, daß er mit seinen Verhandlungen fürs erste lahmgelegt war. Die Fischer wußten nicht recht, woran sie waren. Wollte Jakob vielleicht auf Nielsen los? Hatte er die Besinnung verloren? Nur einer war da, der freute sich auf diese Auseinandersetzung, Nielsen. Er dachte, nun kommt vielleicht der Augenblick, da ich dir vor aller Augen eins versehen kann. Er drehte sich zu Jakob herum und ging nahe auf ihn zu. So dicht wie damals auf der Brücke standen sie sich jetzt gegenüber.

Was soll werden, dachten die Fischer. Mein Gott, dachte Antje, Nielsen soll nicht unterliegen, aber Jakob — Jakob, wünschte sie in diesem Augenblick, sollte vor den Leuten groß und herrlich dastehen.

„Niels Nielsen“, begann Jakob Möller, „ich möchte mit dir reden, obwohl wir einmal aneinander geraten sind. Aber ich möchte zu dir sprechen als ein Kollege und, wenn du willst, als ein Freund.“ Jakob Möller streckte seine Hand aus. Nielsen blickte auf sie herab, rührte selbst aber kein Glied. Jakob Möller ließ seine Hand wieder sinken.

„Niels Nielsen, ich habe zuerst gesagt, du hast richtig erkannt, woran es liegt, daß es den Fischern so schlecht geht. Auch wir haben diese Erkenntnis gewonnen. Nur darin sind wir uns nicht einig, wie es besser zu machen ist. Wir von der Genossenschaft werden uns anstrengen, du wirst es für dich allein auch tun. Ich schlage vor, daß wir den Weg zusammen geben. Es ist besser für uns alle, und wir kommen schneller zum Ziel, das kannst du mir glauben.“

Nielsen lachte ein häßliches Lachen. „Das hat mir noch keiner gesagt, Jakob Möller. Für so unmündig hat mich noch niemand unter euch gehalten. Meint ihr, daß ich, der schwarze Niels, wie ihr sagt, nur Worte mache? Nein, so ist es nicht. Ich weiß, was ich will. Ich werde euch beweisen, daß mein Weg richtig ist. Ihr werdet sehen, wo ihr hinkommt.“

Hein Dick hätte am liebsten die Glocke ergriffen. Es führte ja doch zu nichts, was Jakob da vorhatte. Meinte er wirklich, den schwarzen Niels, der schon als Junge abseits gestanden hatte, der nichts als gestänkert hatte, solange er in der Genossenschaft war, und früh eigene Wege ging, meinte er wirklich, diesen Mann mit schönen Worten von seinem Wege abbringen zu können? Hein Dick sah bei dem ganzen Gerede seine Felle wieder wegschwimmen.

Auch die Fischer wußten sich keinen Vers daraus zu machen, was nun kommen sollte. Bis jetzt hatte doch alles geklappt, wegen des Anlegeplatzes schien man mit Nielsen einig zu werden.

Antje rutschte nervös auf ihrem Stuhl. Eben war sie noch froh gewesen, daß beide Männer nicht schlecht abschnitten. Jetzt klopfte ihr Herz, denn was sollte werden, wenn sie vor den Leuten aneinander gerieten?

Jakob Möller aber merkte von der Stimmung im Saal nichts. Er war so erfüllt von der Zuversicht, jetzt erst, in diesem Augenblick, Großes für Jarsholm tun zu können, er dachte nichts anderes, als daß Nielsen nun in einem stürmischen Angriff genommen werden mußte. „Niels Nielsen, du glaubst, daß du allein besser vorankommst. Ich glaube das nicht. Bisher hat es vielleicht den Anschein gehabt, aber der Fischer weiß: mancher Morgen fängt blank und schier an, und am Abend kommen Sturm oder Regen. Deine Rechnung ist heute richtig. Ob sie morgen noch stimmt, kannst du es mit Sicherheit behaupten? Wenn dir ein Unglück zustoßt, daran muß der Fischer doch immer denken, du kannst dein Boot verlieren, der Fang kann ganz gering werden, du kannst auch geschäftlich Unglück haben, die Leute, mit denen du arbeitest, können dich betrügen. Was dann, wenn du allein stehst und nicht die Genossenschaft hinter dir hast, wo einer für den anderen einsteht?“

Nielsen lachte wieder sein gräßliches Lachen, dann wandte er sich zu Hein Dick und gab durch Achselzucken zu verstehen, daß er nichts zu erwidern habe. Hein Dick wollte sogleich aufstehen und mit der Glocke den Beginn der Verhandlung ankündigen, da winkte Jakob ab.

„Nielsen“, fuhr er fort, „du fühlst dich geschäftlich sicher. Reden wir also nicht vom Geschäft. Ich will dir etwas erzählen. Ich habe zwanzig Jahre entbehren müssen, was für den Menschen wichtiger ist als Brot und Wasser, die Heimat. Ich habe immer nur den Gedanken gehabt: wieder zurück nach Jarsholm. Ich habe mir nach dem Krieg, nachdem sie mich freiließen, allerhand Mühe gegeben. Ich habe auch Geld verdient. Aber es langte nicht. Und dann, weiß der Henker, wie es zuging, wenn ich glaubte, ich hatte es geschafft, war das Geld wieder weg. Bis dann, ich habe es den Kollegen neulich schon erzählt, der Augenblick kam, wo mehrere tausend Dollar auf einen Hieb zu verdienen waren. Da war ein Mädchen ermordet worden. Von einem Schwarzen, und das ist drüben immer eine große Sache. Der Vater schrieb eine Belohnung aus, wenn man den Neger lebendig einbrachte. Kannst du dir denken, was es heißt, einen Neger in den Staaten zu suchen? Ich holte mir die Photographie und ging los. Ich fand ihn nicht in einer Kaffeestube in der Stadt, auch nicht in der Umgegend. Ich mußte weit laufen, von der Eisenbahnlinie über die Steppe bis ins Gebirge. Er hockte in einer Hütte in einem verlassenen Dorf. Er wußte gleich, als er mich sah, was die Glocke geschlagen hatte. Meinst du, der Neger gab sich freiwillig? Er hatte Messer und Revolver mit. Außerdem war ich durch Durst und Hunger und langes Marschieren kaputt und mager wie eine Harke. Ich kriegte ihn schließlich soweit, daß ich ihm die Arme zusammenband. Ich stieß ihn mit dem Kolben seiner Pistole vorwärts, er schrie, weinte, legte sich auf den Rücken. Ich zog ihn lange Zeit am Tau über die Steppe. (Fortsetzung folgt.)

Nothilfe des Deutschtums in Polen

Der Deutsche Wohlfahrtsdienst Posen und der Deutsche Wohlfahrtsbund Bromberg haben das große Hilfswerk der Deutschen Nothilfe im vorigen Jahr aus ihren Mitgliedsbeiträgen durchgeführt. In den Gebieten Posen und Pommernellen konnten etwa 18 000 deutsche Volksgenossen mit Lebensmitteln, Kleidung und teilweise auch mit Geld unterstützt und ihnen wenigstens über die schlimmste Not hinweggeholfen werden. Die genannten deutschen Hilfsorganisationen erlassen jetzt in den Blättern der deutschen Minderheit in Polen einen Aufruf zu einer ähnlichen Unterstützungsaktion im kommenden Winter. Man müsse mit noch größeren Schwierigkeiten rechnen als im vorigen Jahr, um so mehr müßten alle deutschen Volksgenossen ihre Kräfte in nimmermüder Hilfsbereitschaft anspannen. Weiter heißt es in dem Aufruf: „Wir wollen unsere soziale Hilfe auch auf andere Gebietsteile Polens ausdehnen. Vor allem denken wir an unsere arbeitslosen Brüder in Ostoberschlesien. In uns lebt die feste Überzeugung, daß die Kraft unseres Volkes unverjagbar ist.“

Gedingsens Licht- und Schattenseiten

In der polnischen Wirtschaftszeitschrift „Gospodarka narodowa“ ist ein Artikel aus der Feder des Direktors des Baltischen Instituts in Thorn erschienen, der unter der Überschrift „Licht und Schatten von Gedingen“ zwei Fragen behandelt, die gegenwärtig in Gedingen besondere Beachtung finden. Die erste Frage ist die des Mißverhältnisses zwischen Menge und Wert des Warenumschlages in Gedingen. Bei Betrachtung der Mengenziffern müsse vor allem berücksichtigt werden, daß der Rohlenumschlag allein 80 Prozent des Gesamtumschlages ausmacht (1929 waren es sogar 92 Prozent), der Wert der ausgeführten Kohle betrug im Jahre 1929 58 Millionen Sloty und im Jahre 1934 80 Millionen Sloty, was 12 Prozent des Gesamtwertes des seemärtigen Warenverkehrs über Gedingen in diesem Jahre entspricht. Durch dieses Mißverhältnis, daß 80 Prozent der Menge nur 12 Prozent des Wertes des Gesamtumschlages darstellen, werde die Bedeutung Gedingsens als internationaler Hafen in großem Maße herabgesetzt. Das zweite Mißverhältnis bestehe zwischen dem Hafen und der Stadt Gedingen. In Gedingen ist man sich noch nicht darüber einig, ob der Hafen ein Bestandteil der Hafenstadt oder die Stadt ein Teil des Hafens sein solle. Betrachte man die Verhältnisse in der Stadt genauer, so müsse mit Beunruhigung festgestellt werden, daß Gedingen bloß der Umladeplatz für Unternehmen ist, die ihren Sitz nicht in Gedingen haben, so daß Gedingen nicht, wie es erwünscht wäre, der tatsächliche Mittelpunkt des polnischen Seehandels ist. Dies hängt mit der geringen Entwicklung der privaten Initiative beim Ausbau des Handelsapparates sowie dem geringen Zuflus von Privatkapital zu den größeren in Gedingen bestehenden Handelsunternehmen zusammen.

Radek sieht die Sowjetunion in Gefahr

Nachdem die Sowjetblätter dieser Tage ihre ersten gehässigen Ausfälle gegen den Reichsparteitag in Nürnberg gemacht haben, fühlt sich nun auch Radek bemühtigt, sein Teil zu dieser Kampagne beizutragen. In einem in den offiziellen „Ismestija“ veröffentlichten Artikel füllt er zunächst eine Spalte mit Schimpfereien, geht dann auf die seiner Behauptung nach in Nürnberg sichtbar gewordene „Kriegslust“ Deutschlands über, um weiterhin die Sowjetunion als von dieser Kriegsgefahr am meisten bedrohtes Land hinzustellen. Angesichts der wirklich ernsten kriegerischen Vorbereitungen mehrerer Staaten im und am Mittelmeer erscheinen die Angsttrufe Radeks hinsichtlich einer von ihm selbst erdichteten Kriegsgefahr für die Sowjetunion besonders grotesk. Ernster zu nehmen wäre aber ein Abschnitt des Artikels, in dem

Radek prahlerisch hervorhebt, daß die Sowjetunion nicht isoliert sei, sondern mehr Freunde habe als je. Nicht nur das Weltproletariat, sondern auch viele bürgerliche Staaten hätten erkannt, „daß die Sowjetunion der Friede ist“. So umschreibt Radek, daß europäische Staaten sich Sowjetrussische Anbiederungen gegenüber sehr entgegenkommend zeigen und daß Moskau an dieses Entgegenkommen Hoffnungen knüpft, die keineswegs die Sowjetunion, sondern Europa und die ganze Welt bedrohen.

„Das Instrument des Friedens“

Nach Abschluß der großen Manöver im Kiewer Militärbezirk sind in der Sowjetpresse Artikel erschienen, in denen die Würdigung der Leistungen der beteiligten Truppenteile mit der Versicherung verknüpft wird, daß die für einen Krieg aufs beste vorbereitete Rote Armee doch vor allem als ein Instrument des Friedens zu betrachten sei. Es scheint hier ein Wink von höherer Stelle erfolgt zu sein, nach welchem die Blätter wieder einmal die Sowjetunion als den einzigen Hort des Weltfriedens darzustellen haben, eine Auffassung, die Radek dieser Tage in die schwülstige Phrase zusammenfaßt: die Sowjetunion ist der Friede. Sogar das Blatt der Roten Armee, die „Krafnaja Smeŭda“, läßt etwas von dieser friedseligen Tonart in ihren Artikeln durchklingen, die sie den Manövern widmet. In der Hauptsache allerdings beschäftigt sich das Militärblatt mit der militärischen Seite der Übungen und äußert sich über das Manöverergebnis sehr zufrieden. Alle Waffengattungen werden in dem offenbar von einem militärischen Sachverständigen verfaßten Manöverbericht gelobt, vor allem sollen die Übungen gezeigt haben, daß die Flieger und die Kampfwagenführer den höchsten Anforderungen entsprechen. Die bei den Übungen anwesenden französischen, italienischen und tschechoslowakischen Offiziere haben sich über die Leistungsfähigkeit der Roten Armee so anerkennend geäußert, daß hier nicht nur von der selbstverständlichen Höflichkeit der Gäste die Rede sein kann. Diese Äußerungen, die die Sowjetpresse natürlich mit größter Genugtuung wiedergibt, legen vielmehr den Schluß nahe, daß die betreffenden ausländischen Offiziere sich mit dem Gedanken einer „Zusammenarbeit“ mit der Roten Armee vertraut zu machen beginnen, der in den Bankettreden freilich nur angedeutet worden ist. Eine ähnliche Tonart hat man ja soeben erst beim Besuch der Sowjetoffiziere in der Tschechoslowakei vernommen. Den Manövern im Kiewer Militärbezirk kommt eine besondere Bedeutung zu, weil ja hier der ungenannte Gegner, gegen den Kiew zu verteidigen war, nur in Polen gesehen werden kann. Die Gesamtmanöver der Roten Armee sind aber noch nicht abgeschlossen und in mehreren Militärbezirken übt das „Instrument des Friedens“ zur Zeit seine Schlagkraft. Gleichzeitig findet jetzt die Musterung der neuen Rekruten und ihre Einstellung in die Rote Armee statt.

„Wir werden es nicht vergessen!“

Der der Regierung nahestehende „Expresz Poranny“ schreibt zu dem antipolnischen Vorgehen der tschechoslowakischen Behörden, die polnische Minderheit in der Tschechoslowakei lebe unter der Knute des tschechischen Gendarmen, der ihr mit Gewalt die Muttersprache rauben wolle. Das tschechoslowakische Schlesien habe sich in ein einziges großes Gefängnis verwandelt. Die polnische Minderheit werde aber alle Verfolgungen überdauern, und kein Ausnahmezustand und keine Strafexpedition werde ihren Kampf um ihre heiligsten Rechte verhindern können. Der Artikel schließt: „Die Tschechen aber mögen wissen, daß jede Gewalttat, jede Verhaftung, jede Beschlagnahme polnischer Zeitungen, jede Schikane gegen polnische Pilger in unserem Gedächtnis festgehalten wird, und daß wir alle diese Verbrechen nicht vergessen werden.“

Hermann Löns und die Literaturgeschichtsschreibung

Warum Hermann Löns eine umstrittene Persönlichkeit ist, wissen wir: Sein Werk ist etwas anderes gewesen als sein Leben, und sein Leben war anders als die Vorstellungen von ihm und über ihn. Die falsche Gleichsetzung Leben = Werk, die an allen Zivilisationserscheinungen kranke Literaturkritik und Kulturkritik der letzten Vergangenheit vor dem Kriege und der Nachkriegszeit vor dem Anwachsen des Nationalsozialismus, dazu die unbedingte und kämpferische Haltung des Journalisten, Schriftstellers und Dichters Hermann Löns, — das alles zusammen reizte die Schreibenden Zeitgenossen, sich an den „Fragen“ zu versuchen, die der künstlerische und der private Mensch Löns seiner Zeit aufgab. Dieses Thema war interessant, man witterte intime psychologische Aufschlüsse, und hierüber vergaß mancher Verfasser die schuldige Verantwortung gegenüber dem lebenden Künstler und — es muß beschämend gesagt werden — dem Gefallenen des Weltkrieges. Um die Linie der Literaturgeschichtsschreibung über den Dichter festzuhalten, sollen aus der Anzahl der erschienenen Bücher jeweils einige besprochen werden, deren Haltung besonders kennzeichnend ist. Kurz kann die Besprechung darum sein, weil die Mehrzahl dieser Bücher nur als Zeiterscheinung von Wert ist, und zum anderen, weil das Wesentliche über Person und Werk von Hermann Löns schon im Aufsatz des Septemberheftes gesagt worden ist. Anzumerken ist noch, daß die Grenzen der Literaturgeschichtsschreibung weit hinein in den Bereich des persönlichen Lebens vorgeschoben worden sind; das ist nach den einleitenden Bemerkungen ohne weiteres klar.

Eine Lebensbeschreibung in zwei Bänden hat der Bruder Ernst Löns herausgegeben. Sie ist im eigentlichen Sinne des Wortes eine Familiengeschichte, und ihr Wert liegt in der vollständigen Darstellung der Umwelt, in welcher Hermann Löns geboren wurde und aufgewachsen ist. Freilich sind diese beiden Bände nur der wertvolle Rohstoff, den der Leser verarbeiten muß, um zu einer tieferen Kenntnis von Hermann Löns vorzudringen. Wer sich mit ihnen beschäftigt, muß „seinen Löns“ schon recht gut kennen, um sie mit Gewinn zu lesen. An entscheidenden Punkten der Entwicklung wird er in den Büchern Nachlese halten. Als reine Lebensbeschreibung angelegt, kann das Werk dem Dichter und Künstler nicht genügend gerecht werden. Der Bruder erzählt ziemlich breit, und die Schreibweise verrät oft Entlehnungen aus dem Wortschatz von Hermann Löns. Aber jede Einzelheit aus seinem Leben wird getreulich verzeichnet, und darum liegt hier eine Quelle, auf die nicht verzichtet werden kann.

Im Jahre 1922 erschien von dem Komponisten Wilhelm de Witt ein schmales Bändchen, gleich im Untertitel erklärend „Der Dichter, der Mensch, der Freund“. De Witt hat Hermann Löns freundschaftlich nahegestanden. Wenigstens so nahe, daß ihm Löns die Erlaubnis gab, Lieder aus dem Kleinen Rosengarten und aus dem Blauen Buch zu vertonen. Zur Inflationszeit, als erst das Geld und dann mit unheimlicher Wirkung und Schnelligkeit auch die geistigen und seelischen Güter entwertet wurden, hat der Verfasser versucht, den Weg zwischen Volk und Dichter zu zeigen und offenzuhalten. Im Deuten und Anregen sah er seine Aufgabe, und diese erfüllt das Buch heute noch.

Ähnlich in Format und Umfang, aber ganz und gar nicht in der Haltung schrieb Welzien den „Rosenjäger“. In diesem Buch soll nach dem Vorwort „im Kern der Mann vom Manne, der Kollege vom nachbarlichen toten Genossen“ sprechen. Was W. unter Rosenjäger versteht, und wie er mit diesem von ihm erdichteten Begriff Hermann Löns in Verbindung bringt, wird kurz so abgetan: „Der Rosenjäger, der in Hermann Löns über die Erde ging. Ein Mensch, der

lebte, liebte, litt und bei allem an der Schönheit Erstgeburtrecht auf Erden glaubte.“ In einer sichtlich gemolten und darum peinlich unnatürlich wirkenden Schreibweise geht es in dieser Tonart weiter. Des Rosenjägers Werk, Er und die Frauen, Was die Heide ihm brachte, sind die Hauptabschnitte von Welziens Buch. Der Verfasser hat offenbar ein nur sehr ungenau umrissenes Bild von Löns in seiner Vorstellung. Ihr geht er mit willkürlich zusammengesuchten Zitierten und Wider-Meinungen aus den Werken des Dichters und aus Büchern über ihn (Castelle, Deimann, de Witt, Rudolf Löns, Smaantje) zu Leibe. Schließlich wird Hermann Löns bei ihm zum Frauenjäger aus lauter Sinnlichkeit. Annemiekens ist einfach „auch so ein Köstlein auf der Heide“. Mit derselben kühnen Einfachheit heißt es von der „silberlebendigen tausendschönen“ Grete und von Smaantje: „Zwei Frauen, von ungezählten, unbestimmten Mädeln abgesehen, konnten das also nicht tun?“ Diese Art der Charakterisierung ist fahrlässig und verantwortungslos in hohem Grade. Sie zeigt die gefährlichen Folgen der Gleichsetzung Mensch und Werk. Ebenso unsachlich und schlimm ist die Kritik am Werke von Hermann Löns. Von den Romanen sind es nur zwei, die „scharfere Prüfung lobnen“: „Der letzte Hansbur“ und „Der Wehrwolf“. Die Kritik hat das Buch bei Erscheinen schon abgelehnt, man sprach damals vom „Hosenjäger“, den der Verfasser aus Hermann Löns gemacht habe. Hier ist es nur als ein Beispiel für eine vollständig abwegige Auffassung von Löns genannt worden. —

Carl Kahle verfährt in seinem Buch „Hermann Löns und die Frauen“ ähnlich. Er wahrt etwas mehr Zurückhaltung, entgleist aber in der Form und in der Sprache auch. Verfehlt ist seine Art, die Frauen um Löns zu typisieren, ein Abschnitt heißt „Smaantjen und Annemiekens“. Auch er ist der falschen Gleichstellung von Mensch und Werk zum Opfer gefallen, besonders in den Kapiteln „Elisabet Löns-Erbeck“ und „Eija Löns-Hausmann“. Unglücklich sind die beiden letzten Abschnitte „Goethe und Löns“ und „Halali“ ausgefallen. Der Vergleichspunkt zwischen Goethe und Löns soll natürlich das Liebesleben sein. In „Halali“ wird der Heldentod des Dichters kitschig-literarisch à la Walhall mythologisiert. Welzien und Kahle fehlt mit dem inneren Abstand zu Hermann Löns die Ehrfurcht vor seinem Schicksal. Ihre Bücher gehören in die Reihe der Zeiterscheinungen als Wirkungen und Nachwirkungen der Inflation auch im Reiche des Geistes.

Einem späteren Zeitabschnitt gehören zwei kleinere Veröffentlichungen an, welche im Herbst 1934 erschienen sind; der äußere Anlaß war wohl das Auffinden der Gebeine von Hermann Löns bei Poivre. Es sind dies „Der heidnische Löns“ — neun Beiträge verschiedener Verfasser — und „Hermann Löns“ von Herbert Blank in den „Schriften der Nation“. In beiden wird versucht, Löns für den großen völkischen Umbruch unter der Führung des Nationalsozialismus so in Anspruch zu nehmen, als ob er sich gewissermaßen mit seinen Anschauungen, wie sie in seinen Büchern bis zum Ausbruch des Weltkrieges niedergelegt sind, schon im voraus heute auf bestimmten Gebieten einen bestimmten Platz gesichert habe. In beiden Fällen überzeugt der Versuch nicht. Er kann einfach nicht überzeugen, weil es nicht angeht, die Anschauungen eines Toten so zu behandeln, als ob er weitergelebt hätte. Es kann sich nur darum handeln, die Anschauungen von Löns in den großen Aufriß des völkischen Umbruchs da einzugliedern, wo in seinem Werk die Ansatzpunkte der völkischen Weltanschauung gegeben sind. (Zum Vergleich der Abschnitt „Befinnung“ in „Der Jahrestag eines Soldatentodes“, Volkwerk, Septemberheft 1935.) Von den neun Aufsätzen gehören zusammen: Jörn, Der heidnische Löns, eine Zusammenstellung religiöser Selbstbekenntnisse von Hermann Löns, und der Schlufsaufsatz von Jörn „Löns“. Jörn behauptet, daß Löns vom Wandervogel als der „große heid-

nische Künstler“ angesehen worden ist; denn „Wandervogel sein, heißt Heide sein“. Ein unzureichender Beweis, der auch durch die religiösen Selbstbekenntnisse nicht an Wahrscheinlichkeit und Gültigkeit gewinnt. Vöns war Dichter, also Künstler, dessen Begabung erstarrte Formen sprengte, und der sehr wohl wußte, daß seine Anschauungen subjektiv, und darum nicht geeignet seien, als grundsätzliche Wandlung der Weltanschauung für andere Menschen zu gelten. Das ändert nichts am Wert solcher revolutionärer Anschauungen. Weiter wirkt die Unterhaltung zwischen dem Gefallenen und dem Tod, wie sie Jörn im Schlusssatz darstellt, unerträglich, da sie flach bleibt. Von den übrigen Aufsätzen gehören zusammen der von Griebel, „Hermann Vöns der Niederdeutsche“ und „Der wahre und der falsche Vöns“ von Schulze-Berghof. In beiden Aufsätzen geht es dabei im wesentlichen um Griebels Buch „Hermann Vöns, der Niederdeutsche. Eine Einführung in Leben und Werk.“ Dieses Buch ist die Arbeit eines Philologen, d. h. es ist mit der Gründlichkeit und weitschweifigen nüchternen Sachlichkeit des Oberlehrers geschrieben, welche den Gegenstand der Arbeit nicht lebendig zu machen vermag, sondern nur belegt und belegt. Aus dem Werk des Dichters selbst, aus Büchern über ihn, aus Briefen und Aufsätzen, und was immer an Material von Zeitgenossen des Dichters durch den Verfasser beigebracht worden ist. Übrigens ist das Buch im gleichen Verlag wie „Der heidnische Vöns“ erschienen. Die Aufsätze ermüden, lebendig Neues bringen sie nicht. Ganz abgesehen von der Einseitigkeit, mit der Vöns als Niederdeutscher hingestellt wird. Das war er seiner Abstammung nach, die er nie verleugnet hat, aber sein Schaffen war deutsch und völkisch ausgerichtet. (Der Aufsatz im Septemberheft des Bollwerk „Der Jahrestag eines Soldatentodes“ unterstellt sich diesem großen Gesichtspunkt. — Als Vorläufer von „Hermann Vöns, der Niederdeutsche“ schrieb Griebel „Hermann Vöns, der niederdeutsche Dichter und Wanderer“. Über dieses Buch urteilte Deimann in den „Olddeutschen Monatsheften“: „Griebels eigene Gedanken erheben sich selten einmal über Ton und Stufe einer Seminararbeit.“ Ich führe dieses Urteil zur Ergänzung meiner Auffassung von der Arbeit des Philologen und Oberlehrers an, da das zweite Buch lediglich eine Neubearbeitung ist.) Der Aufsatz von Precht „Der zensierte Vöns“ greift Castelle als Herausgeber von Aufsätzen aus Vöns' Nachlaß an. Bei dieser Zusammenstellung scheint auch die gewählte Überschrift „Der heidnische Vöns“ nicht gerechtfertigt. — Blank gibt einen gedrängten Lebensabriß von Vöns, belegt mit Stellen aus seinen Werken und Briefen, die willkürlich ausgewählt sind. Willkürlich und durchaus nicht organisch ist auch die Art, in welcher er den Dichter für das revolutionäre Deutschland der Gegenwart in Anspruch nimmt. Dabei unterlaufen ihm verschiedene Fehler, z. B. „So geht ein Wirrkopf durch die Tage, verkracht in seinen bürgerlichen Berufen.“ Über „Das zweite Gesicht“ urteilt er „Eine schlecht gekittete Anreihung von Kapiteln mit schwankender, hüpfender, stotkender Chemaführung, voll Widersprüche, ohne, wie es scheint, befreienden Abschluß“. Vöns als Revolutionär faßt er so auf „...“, daß so wie er die ganze Vorkämpfergeneration, in deren Reihen er foht, unter dem Bild der Zeit litt und leiden mußte, auf daß wir den Weg bereitet fanden, den er hellheiterlich gehnt, den er niemals beschritten“. Man kann nicht sagen, daß der Verfasser mit diesen Auslassungen eine Gesamtanschauung vom Wesen des Dichters und völkischen Mannes Hermann Vöns verrät, wenn er auch das Revolutionäre bei ihm erkannt hat.

Nur kurz ist das Buch von Ludewig „Der Vöns. Gleichnis einer heldischen Kraft“ zu erwähnen. Es ist rundweg abzulehnen. Geschrieben im Stil der Edda, mit sprachlichen Anleihen bei Nietzsche wird Vöns einfach ausgeschrieben und häufig sinnentstellend angeführt. Zum Beweis seien einige ganz schlimme Wendungen wörtlich gebracht: „tatgieriger Frauengehrer“, „der schollenfrohe Niedersachse“, und „Die Alleinjamkeit der Selbstzeugung im Rausch ist der Weg zur wahrhaftigen Freiheit des gefonderten Ich“.

Das sorgsamste und umfassendste Werk über Hermann Vöns hat Wilhelm Deimann nach achtjähriger Vorberei-

tung in diesem Jahre herausgegeben. Er nennt es „Der Künstler und der Kämpfer. Eine Vönsbiographie und Briefausgabe“. Schon der Titel umreißt, was der Leser von ihm erwarten kann und in ihm finden wird. In sieben klar gegliederten Abschnitten vermittelt Deimann den Einblick in die Lebensgeschichte des Menschen und des Künstlers. Als Besitzer und treuhänderischer Verwalter des Nachlasses standen ihm alle Quellen über Vöns' Leben offen. Er hat sie in seinem Buch zum vollen Verständnis des toten Dichters mit den Briefen als Selbstzeugnissen hohen Wertes erschlossen. Mehr ist über dieses Buch nicht zu sagen, es will gelesen werden. — Als bereichernde Ergänzung gehört zu dem Buche von Deimann, auch heute noch als vollgültig, von Knotterus-Meyer „Der unbekannte Vöns“. Es ist das Bekenntnis eines Freundes; und in dieser bis zum Tode von Vöns dauernden Freundschaft haben sich Maler und Dichter als schöpferische deutsche Menschen, jeder den anderen aus seinem Eigensten und Tiefsten, gefördert. Darum konnte Knotterus-Meyer auch keine Lebensbeschreibung des Freundes geben, konnte der Maler nicht über den Dichter schreiben, eben, weil sie Freunde waren. Darum „verzichtet er — in seinem Buch — absichtlich auf jede Systematik im Aufbau“. Wie er dem Freund über das Grab hinaus verbunden geblieben ist, dafür sollen abschließend zwei Sätze aus dem „Unbekannten Vöns“ hier stehen: „Ich spreche hier für den Toten, der sich nicht wehren kann, und im Namen derjenigen, die Hermann Vöns' Wertherschicksal miterlebt haben.“ Und „Vöns und seinen Werken gerecht werden, kann nur der, der weiß, daß seine Lebensarbeit ein Torso geblieben ist.“

Besprochene Bücher:

Deimann, Wilhelm: Der Künstler und der Kämpfer. Eine Vönsbiographie und Briefausgabe. Hannover, Sponholz 1935.

Blank, Herbert: Hermann Vöns. Oldenburg, Stalling 1934.

Rahle, Carl: Hermann Vöns und die Frauen. Minden i. W., Köhler 1926.

Knotterus-Meyer, Hermann: Der unbekannte Vöns. Gespräche und Erinnerungen. Jena, Diedrichs 1928.

Vöns, Ernst: Bd. 1. Hermann Vöns' Jugendzeit. 1927. Bd. 2. Hermann Vöns' Mannesjahre. Sein Leben und Schaffen bis zum tragischen Ende. 1930. Minden i. W., Köhler.

Der heidnische Vöns. Religiöse Bekenntnisse von Hermann Vöns. Mit Beiträgen von Erich Griebel, Ernst Precht und Fritz Jörn. Berlin, Wolf Heyer Verlag 1934.

Ludewig, Bernd: Der Vöns. Gleichnis einer heldischen Kraft. München, J. F. Lehmann 1935.

Welkjen, Otto: Der Rosenjäger. Ein Vöns-Buch. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung 1925.

de Witt, Wilhelm: Hermann Vöns, der Dichter, der Mensch, der Freund. Warendorf i. W., Leopold 1922.

Bücher von Hermann Vöns

Mehr und mehr sind die Bücher Hermann Vöns' Allgemeingut des deutschen Volkes geworden. Kaum einer, der nicht dieses oder jenes Werk gelesen hätte. Trotzdem sei im Anschluß an die in diesem und im Septemberheft veröffentlichten Beiträge über Vöns auf die gut ausgestatteten Bände hingewiesen, die im Verlag Adolf Sponholz, Hannover, erschienen sind. Es erübrigt sich fast, hier über ihren Inhalt und ihren Wert zu berichten: denn gleich, ob Vöns Menschen oder Tierchicksale zeichnet, es offenbart sich der Meister der Erzählung, der irgendetwas an die Geheimnisse der Natur und die mannigfachen Schicksale in ihr rüttelt. Wie er die Menschen zeichnet, wie er in die Psyche der Tier- und Pflanzenwelt einzudringen vermag, das ist heute über jede Kritik erhaben. Wir machen unsere Leser an dieser Stelle auf folgende Bände aufmerksam: „Der letzte Hansbur“, „Die Häuser von Ohlenhof“, „Mein braunes Buch“, „Gedanken und Gestalten“,

„Das deutsche Buch“, jeder Band in Leinen RM 3,90, „Mümmelmann“ mit 154 Kupfertiefdruckbildern RM 4,80, „Für Sippe und Sitte“, Leinen RM 2,—, und schließlich als billige Schulausgabe „Da drauſen vor dem Tore“, kart. RM —,35. er.

Deutsche Geſchichte ſeit 1918 in Dokumenten

Mit verbindendem Text herausgegeben von Ernst Forſthoff. Alfred Kröner Verlag, Leipzig. Preis Pw. 3,75 RM.

Das deutsche Volk hat ſich endlich dahin durchgerungen, den tieſten Kern der Geſchichtsauffaſſung zu begreifen: nicht in Zahlen, Namen und Nur-Fakten zu verharren, ſondern in der Geſchichte das pulſierende Leben ſeines organiſch gewordenen Volkskörpers mit allen Licht- und Schattenſeiten zu erkennen — kurz, aus der Geſchichte zu lernen für die Gegenwart, um Zukünftiges auf eine feſte Baſis zu ſtellen. Wer ſo die intereſſante Dokumentenſammlung von Ernst Forſthoff liest, wird ſchnell das Weſen der deutſchen Nachkriegsgeſchichte verſtehen. Ihm wird klar werden, wie Deutschlands Untergang herbeigeführt, wie über ein Jahrzehnt mit einem 15-Millionen-Volk Schindluder getrieben wurde, wie ſich ſchließlich die Weltanſchauung des Nationalſozialismus als bedeutendſter geſchichtlicher Faktor im deutſchen Volk verankerte. Dieſes Buch muß von jedem Deutſchen geleſen werden, der die innere Entwicklung ſeines Landes eindeutig mit Herz und Verſtand nachhaltig erleben will. ri.

Die Weſt-Oſtbewegung in der deutſchen Geſchichte

Ein Verſuch zur Geopolitik Deutschlands, von Ekkehard Staritz. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau. Preis: RM 7,—.

Es iſt eine dankbare Aufgabe, aus Vor-, Früh- und Gegenwartsgeschichte des deutſchen Volkes ſeinen Drang nach Oſten zu erhärten. Daß dies nicht in tendenziöſer Abſicht geſchehen, ſondern wiſſenſchaftlich beweiskräftig geſtaltet iſt: darin liegt der Wert des vorliegenden Buches, aber auch die Schwierigkeit, aus der Fülle des Einzelmaterials die öſtliche Sendung des deutſchen Volkes herzuleiten. Staritz iſt dieſer Schwierigkeit nicht nur Herr geworden, er hat darüber hinaus die großen Lebenslinien des deutſchen Geſchehens zu einer Einheit zuſammengefaßt, deren Geſicht unverrükt nach Oſten zeigt. Richtungweiſende Wege ſind ihm die großen Urſtromtäler, die Ausgangs- und Mittelpunkt ſeiner Betrachtungen werden. — Ein Buch, im nationalſozialistiſchen Geiſt geſchrieben; wert, aus ihm mannigfaches Wiſſen und Anregungen zu ſchöpfen. ri.

Das moderne Italien

Politische Geiſtesgeſchichte ſeit 1900, von Franco Valſecchi. Hanſeatſche Verlagsanſtalt, Hamburg. Preis: kart. RM 6,80, Pw. RM 8,50.

Gerade heute, da die Augen der Welt auf Italien ruhen, iſt die deutſche Ausgabe dieſes fundamentalen Werkes des Mailänder Gelehrten beſonders zu begrüßen: man kann es in jeder Hinſicht zu dem beſten Schrifttum rechnen, das ſich irgendwie mit der Entwicklung Italiens beſchäftigt. In ungemein klarer und logiſcher Form entwickelt Valſecchi die Weſenheit Italiens und ſeine Stellung im Leben Europas. Drei von großer Kenntnis und Urteilsfähigkeit ausgezeichnete Kapitel: „Das neue Jahrhundert“, „Die Krise“ und „Die Revolution“ erklären das innere Werden Italiens und laſſen den, der ſich reſtlos in die Gedankenwelt des Verfaſſers verſetzt, das „Heute“ des italieniſchen Volkes auch in ihren Auswirkungen erkennen. Wer das moderne Italien verſtehen will, muß dieſes Buch leſen. er.

Abeſſinien, die Zitabelle Afrikas

Von Max Grühl, Schlieffen-Verlag, Berlin. Preis Pw. 4,80 RM, geh. 3,50 RM.

Dieſes Buch iſt keineswegs nur für den Augenblick geſchrieben, da Abeſſinien in den Brennpunkt der europäiſchen Politik gerückt iſt. Hier gibt der Verfaſſer, der in mehreren großen Forſchungsexpeditionen das teilweise nur mangelhaft bekannte Land durchſtreift hat, einen intereſſanten Überblick

über die Ergebniſſe ſeiner Reiſen. Wir lernen die eigenartige Zuſammenſetzung des abeſſiniſchen Volkes aus einer Anzahl noch heute völlig ſelbſtändiger Stämme kennen, erfahren von ſeiner geſchichtlichen Entwicklung und vom Leben und der Welt der Menſchen. Die geopolitiſche Betrachtung der Zeitprobleme, die Unterſuchung der Stellung Deutschlands zu Abeſſinien und ſchließlich der einleitende Aufſatz Erich Müllers über „Abeſſinien im weltpolitischen Entſcheidungsraum“ laſſen das Buch zu einem empfehlenswerten Mittel der Belehrung und Orientierung werden. Es iſt durch zahlreiche Bilder und eine klare Überſichtskarte weſentlich bereichert. ri

Der deutſche Wald

Wer auch nur ein Fünkchen Naturliebe und Naturverſtehen in ſich ſpürt, der wird den Ulſtein-Verlag, Berlin, für dieſes erhabene Werk, für dieſen Führer durch die Wälder unſerer Heimat warm danken müſſen. Hervorragende Wiſſenſchaftler und Praktiker, bekannte Erzähler haben das Buch geſchaffen, das tief hineinführt in das Klingen und Weben, in das Werden und Vergehen und in die unendliche Schönheit des deutſchen Waldes. Ich müßte nichts, was ihm gleichwertig zur Seite wäre. Jede Seite, jedes der faſt 600 eindrucksvollen Bilder: ſie atmen den Hauch einer unerforſchlichen Natur. Nirgendwo trockene Wiſſenſchaftlichkeit, nirgendwo leichte Aneinanderreihung — dafür aber ein organiſches Ganzes, das ſo umfaſſend iſt, daß aus ihm die wahre Seele unſerer Wälder und das Geſchehen in ihnen kristallklar leuchtet. Ein Werk iſt uns damit geſchenkt worden, das über die Jahre immer gleichbleibenden Wert beſitzen wird, zu dem man greifen wird, will man ſich vom Alltag löſen und ein Stückchen Glück in der Natur finden. Ein Werk ſchließlich, das erbaut und ſtärkt und das verdient, ein Volksbuch im edelſten Sinne zu werden. Preis: RM 22,—. er.

Hinnerk Mummel

Eine Haſen- und Menſchengeſchichte von Egon von Kapherr. Brunnen-Verlag, Willi Biſchoff, Berlin. Preis: broſch. RM 3,60, Pw. RM 4,80.

Egon von Kapherr ſteht ſeit langem in vorderſter Reihe der deutſchen Tier- und Naturgeſchichtenerzähler. Mit obigem Buch aber ſetzt er ſich an ihre Spitze. Nur wenige gibt es, die ſo in die Seele der Natur und aller Kreatur in ihr einzudringen vermögen, wie er: Baum und Halm leben auf, Tiere ſprechen zu uns, ſie lachen und meinen und laſſen uns ihre Welt erſtehen, die voll ungeahnter Schönheit iſt. Dieſe Geſchichte des Haſen Hinnerk Mummel öffnet uns die Augen, und wir fragen: iſt ſie beſtimmt für den naturfremden Städter oder für den, der ſein täglich Glück in der Vielfalt der Natur findet? Für beide, für alle. Jeder, der „Hinnerk Mummel“ liest, wird ſich durch die Erzählerkunst Kapherrers, der uns leider vor wenigen Wochen durch den Tod entriſſen wurde, mitreißen laſſen und nachhaltigen Gewinn davontragen. er.

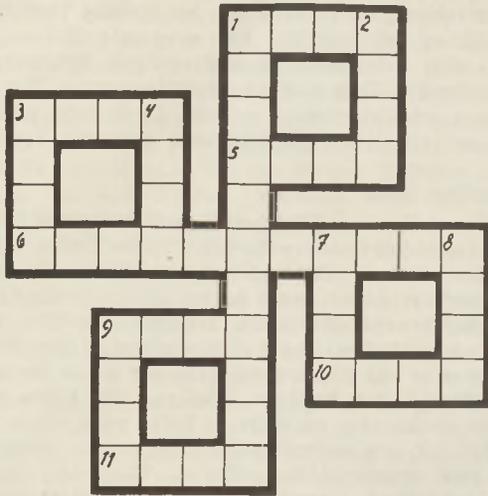
Kliſſommer

Roman von Ulrich Sander. Propyläen-Verlag, Berlin. Preis: RM 4,—.

„Kliſſ heißt bei uns in Pommern an der Küſte jene ſteile, hohe Lehmdüne, in der Erde und Waſſer zuſammenstoßen“ —, ſo beginnt das neueſte Buch von Ulrich Sander. Wer ſeine „Norddeutſchen Menſchen“ geleſen und ſich dort an der feinsinnigen Zeichnung der Psyche der Oſtſeemenſchen mit ihren Stärken und Schwächen begeistert hat, wird in „Kliſſommer“ gleichſam denſelben Atem finden. In unerhört ſchlichter und doch ſo warmherziger Sprache wickelt ſich hier ein Geſchehen ab, das nicht nur Kunde gibt von der Erdverbundenheit jener Menſchen am Kliſſ, ſondern auch vom Sinn und Kern des Lebens und der Jugend ſchlechthin. Eine zarte Sinnlichkeit ſättigt das Buch, die von ſolch psychologiſcher Klarheit und Offenheit iſt, daß ihr im Schrifttum der letzten Jahre kaum Gleichwertiges zur Seite geſtellt werden kann. Mit „Kliſſommer“ hat ſich Ulrich Sander in die Herzen ſeiner pommernſchen Landsleute hineingeſchrieben. ri.

RÄTSEL

Mühlerrätsel



Waagrecht: 1. Musikzeichen, 3. deutscher Fluß, 5. inneres Organ, 6. europäischer Staat, 9. Gewicht, 10. Planet, 11. Vogel.

Senkrecht: 1. europäischer Staat, 2. Stadt in Holland, 3. männlicher Vorname, 4. Überbleibsel, 7. Märchenwesen, 8. Kleidungsstück, 9. Behältnis.

Silben-Rätsel

Aus den Silben: ahl — ban — beck — bie — cho — da — de — do — erl — es — eu — ge — hei — gen — gen — i — i — kö — la — nat — nau — ne — ni — nig — rin — se — sig — so — tur — wam — wig sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Wort von Goethe ergeben (ch = ein Buchstabe).

1. Waffe, 2. Ostseebad, 3. Rat der Alten, 4. Indianerzelt, 5. Mädchenname, 6. ehemaliges Kloster in der Mark Brandenburg, 7. Kopfbedeckung, 8. General Wallsteins, 9. Musikinstrument, 10. Speisewürze, 11. Insekt, 12. männlicher Vorname, 13. europäischer Strom, 14. Ballade von Goethe.

Laßt Blumen sprechen!

Laderampe
Amerika
Gerechtfame
Calderon
Firdusi
Hexameter

Obige Wörter sind solange seitlich zu verschieben, bis in drei Senkrechten, durch je einen Buchstaben von einander getrennten Reihen drei Blumenamen entstehen.

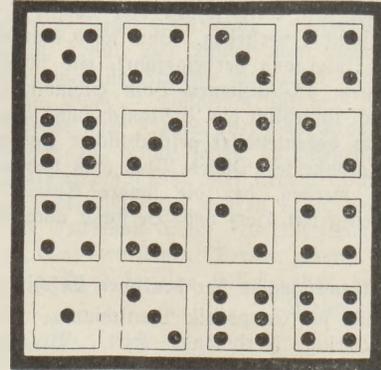
Halbiert

1. Sa . . . 2. Sa . . . 3. Sa . . . 4. Sa . . . 5. Sa . . .
6. Sa . . . 7. Sa . . . 8. Sa . . . 9. Sa . . . 10. Sa . . .

Zu diesen Worthälften sind noch zwei Buchstaben zu suchen. Die Endbuchstaben dieser Wörter nennen, zusammenhängend gelesen, ein Raubtier und ein Insekt. 1. Pflanzenkeimling, 2. japanisches Reisgetränk, 3. Totenbett, 4. Bankfach, 5. Zufluß der Mosel, 6. Fisch, 7. Pflanzenmark, 8. Gewebe, 9. Flüssigkeit, 10. Legende.

Auflösung der Rätsel aus dem September-Heft

Würfel-Rätsel



Kreuzwort-Rätsel

Waagrecht: 1. Torte, 4. Fleisch, 7. Augen, 9. Hof, 10. Paul, 12. Murat, 14. Amati, 16. Utah, 18. elf, 19. Elend, 21. Neuß, 23. heiß, 25. Eiter, 27. Eis, 28. Esra, 30. Geber, 32. Jambe, 33. Ares, 35. All, 36. Brand, 38. Rolle, 39. Sneis.

Senkrecht: 1. Tip, 2. und 5. zusammen „Raum für alle hat die Erde“, 3. Tula, 4. Gnu, 6. Jota, 8. Emil, 11. Nale, 13. Rune, 15. Test, 17. Haß, 18. Ente, 20. Ehre, 22. Siam, 24. Sire, 26. Eger, 29. Silo, 31. Wann, 34. SOS, 37. U.-G.

„Besuchenswert“

Schaffhausen

Verlagsort: Stettin - Schriftleitung: Breite Straße Nr. 51, III, Eingang Jakobikirchplatz - Fernruf 28295/97 - Hauptschriftleiter und verantwortlich für Kulturelles und Unterhaltung: Odo Ritter, Stettin; Stellvertreter und verantwortlich für Wirtschaft und Politik: Walter Treichel, Stettin; verantwortlich für den Anzeigenteil: Hauptwerbeteiler Wilhelm Rode Stettin; für den Inhalt der Anzeigen verantwortlich: Harry Darmer - Sprechstunden: Täglich, außer Sonnabend, von 11-12 Uhr - Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen - Rücksendung nur gegen Rückporto. DA. II. Vj 6500. Druck F. Hessenland G. m. b. H., Stettin. - P. 5

Ein Vollbad für 15 Pfennig

So billig können Sie sich die Grundlage für Ihre Gesundheit und Ihr Wohlbefinden schaffen. Nehmen Sie heiß warme Bäder! Schon in ältester Zeit kannte man ihre heilkräftige, belebende Wirkung. ● Der **Gasbadeofen** hält für Sie warme Bäder in beliebiger Menge stets bereit. Ob Sie sich für den Werktag kräftigen wollen, ob Sie nach des Tages Arbeit oder nach einer Wanderung das Bedürfnis haben, sich zu erfrischen, ob Sie auf den Rat des Arztes hören sollen, Ihren Körper regelmäßig der wohltätigen Wirkung des warmen Bades auszusetzen: immer ist der **Gasbadeofen** bereit, Ihnen zu dienen und zu helfen. ● Lassen Sie sich von Ihrem Hausklempermeister oder von den unterfertigten Dienststellen ein ausführliches Preisangebot unterbreiten. Sie erhalten es kostenlos. Ein weiß emaillierter, mit kupfernem Innenwerk versehener **Gasbadeofen** kostet nur 118,- RM; Anzahlung 11,- RM; Monatsrate 3,40 RM. **Schon nach 36 Monatsraten ist er Ihr Eigentum.**

Gaspreis für die Warmwasserversorgung im Haushalt gemäß Sondervereinbarung nur 10 Pf je cbm.

Gasgemeinschaft Städtische Werke A.-G.

Stettin, Kl. Domstr. 20, Tel. 31909; Gr. Wollweberstr. 60/61, Tel. 30788; Jasenitzer Str. 3, Tel. 20797; Altdamm, Gollnowstr. 105, Tel. Altdamm 657; Finkenwalde, Adolf-Hitler-Str. 80, Tel. Altdamm 270; Greifenhagen, Fischerstr. 33, Tel. Greifenhagen 416; Stolzenhagen, Hermann-Göring-Str. 44, Tel. Stolzenhagen 49.

Fetzt können Sie ohne Sorge sein



und in Ruhe Ihre Einkäufe erledigen, denn bei Schaltung I kann eben nichts anbrennen oder überkochen. Gerade diese Sorglosigkeit ist eine der schätzenswertesten Eigenschaften der elektrischen Küche. Die Hausfrau kann sich also in stärkerem Maße ihren mütterlichen Pflichten und anderen Obliegenheiten im Haushalt widmen.

Erkundigen Sie sich doch einmal bei Ihrem

Elektro = Installateur

Besuchen Sie auch die jeden Dienstag und Freitag in der Zeit von 11.30 bis 13 Uhr stattfindenden praktischen Kochführungen in der

Elektroschau

Stettin, Schulzenstraße 21, Hof I



POMMERSCHE HEIMSTÄTTE

KÖSLIN

STETTIN

STRALSUND

Die provinziellen Heimstätten sind die Organe der staatlichen Wohnungspolitik. Dieser Aufgabe gemäß dient die Pommersche Heimstätte auf gemeinnütziger Grundlage dem wichtigen Ziele, den deutschen Volksgenossen wieder mit der Scholle zu verbinden durch Schaffung von Eigenheimen, Nebenberufssiedlungen und Wirtschaftsheimstätten. Sie stellt ihm hierfür ihre über ein Jahrzehnt reichende Erfahrung und finanzielle Hilfe zur Verfügung.

Der einzelne Siedlungswillige ebenso wie die Gemeinden und die Gemeindeverbände wenden sich daher mit ihren Bauabsichten und Siedlungsplänen an die

POMMERSCHE HEIMSTÄTTE G. M. B. H.
PROVINZIELLE WOHNUNGS- UND KLEINSIEDLUNGSTREUHANDSTELLE

in Stettin
Händelstraße 17

in Köslin
Danziger Straße 55

in Stralsund
Badenstraße 8

FELDMÜHLE

Von jeher war es unser Bestreben, nur erstklassige Erzeugnisse auf den Markt zu bringen. Die Reichhaltigkeit unserer Papiersorten ist bekannt.

W I R S T E L L E N H E R :

Zeitungsdruckpapiere, Zellstoffpapiere, Tapetenroh-papiere, holzfreie und holzhaltige Druck- und Schreibpapiere, Normalpapiere, Vervielfältigungspapiere, Pergamentersatz, Echt Pergament, Krepppapiere für technische und hygienische Zwecke, Chromoersatzkarton, Maschinenholzkarton, Graukarton, „Heliozell“, das Zellglas der Feldmühle; „Feldmühle Special-Bank Post“

Lieferung erfolgt nur durch den zuständigen Handel

1528-FELDMÜHLE-1528
SPECIAL-BANK-POST

FELDMÜHLE

PAPIER- U. ZELLSTOFFWERKE AKTIENGESELLSCHAFT, STETTIN

F. HESSENLAND

GESELLSCHAFT MIT BESCHRÄNKTER HAFTUNG

STETTIN

GROSSE DOMSTR. 6-9
TEL. 30340 UND 36620

BUCHDRUCKEREI

ROTATIONSDRUCK

STEIN- U. OFFSETDRUCK

GROSSBUCHBINDEREI

LINIIERANSTALT



HESSENLANDDRUCK
IST BESTE QUALITÄTSARBEIT

Klage nie über Mißgeschick
ein Los von Geist bringt oft das Glück

Geist

Stettin, Grüne Schanze 14
Durchgehend bis 7 Uhr geöffnet

Anzeigenschluß

für das November-
heft des

„Bollwerk“

ist am 22. Oktober

Erziehung und Unterricht

Die städtisch-staatliche

Handwerkerschule Stettin

(Kunstgewerbeschule) vermittelt als **Meisterschule des pommer-schen Kunsthandwerks** technische, geschmackliche und künstlerische Weiterbildung auf handwerklicher Grundlage.

Unterstufe: Meisterschule. **Oberstufe:** Künstlerische Entwurfs-klassen. **Abteilungen:** Tischlerei und Innenausbau. — Stein-bildhauerei, Bau- und Gefäßkeramik. — Dekorationsmalerei Gebrauchsgraphik u. Werbekunst. — Textil u. Mode (a. Hand-weberei, b. Damenschneiderei u. Kostümentwurf)

Staatl. Abschlußprüfungen. Schülerhelm. Semesterbeginn April u. Okt. Prosp. u. Auskunft durch das Sekretariat, Grünhofer Marktpl. 3

Unterrichts-Anzeigen im „Bollwerk“
sind billig und erfolgreich!

Wer spart, schafft Arbeit!



Provinzialbank Pommern

Girozentrale * **Landesbank**

Hauptanstalt:

Stettin

Luisenstr. 13

Zweiganstalten:

Stralsund, Alter Markt 4

Stolp i. P., Kaufmannswall 6



Stroh brennt lichterloh!

Sei vorsichtig! Bewache die Kinder! Achte auf Brandstifter! Versichere Deine Ernte!

POMMERSCHE FEUERSOZietät

Öffentlich-rechtliche Versicherungsanstalt

gegründet 1719



Stettin — Pölitzer Straße 1 — Ruf 254 41